



Nr. 23.

Ersteinal Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreisklasse
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 8. März.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Stine. Von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Das Recht in der sozialen Frage. Von Robert Schellwien. — Randbemerkungen zum deutsch-böhmischen Ansgleich. Von v. Schönhoff. — „Auf Ida.“ Hamburger Skizze von Ilse Tropan. (Schluß.) — Junii Jubiläum einer chemischen Theorie. Von Dr. Robert Henriques. — Geheimnisse der Spiritisten. Von Hildegard Wilson. (Fortsetzung.) — Carl Krenzel als Dichter. Von F. W. — Kleine Kritik.

Stine.

Von
Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

13. Kapitel.

Erst als er wieder allein war, wurde sich der alte Graf alles dessen, was er gehört hatte, voll bewusst. Allerdings war ihm gleich im ersten Augenblick das Blut zu Kopf gestiegen, Waldemars ruhiges Sprechen aber und vielleicht mehr noch ein ihm tief im Blute stekender Hang nach dem Aparten und Abenteuerlichen, hatte seinen Unmut zurückgehalten. In dessen dieser Zustand konnte nicht dauern, und jetzt, wo Waldemar fort und die Diskussion einer ihn prickelnden Frage geschlossen war, war auch der Moment wieder da, die zurückgedrängten ersten Empfindungen: Entrüstung und Schreck, wieder auslohen zu lassen.

In der That auch Schreck. Er war Grund und Ursach all dieser Wirrnisse, die nicht gekommen wären, wenn er, für seine Person, auf die thörichte Laune, Waldemar bei der Pittelkoff einzuführen, verzichtet hätte. Dieser faux pas seinerseits mußte früher oder später zur Kenntnis seines älteren Bruders, des Majorats Herrn auf Groß- und Klein-Halbern, kommen, und wenn er sich dann verklagt sah, gleichviel laut oder leise, wie wollt' er da bestehen? Und wenn vor ihm, dem Bruder, wie vor ihr, der Frau Schwägerin. Sie war die stolzeste Frau weit und breit, eine von Petersburger Erinnerungen getragene furländische Dame, vor der selbst die Halberns nur mit Mühe bestehen konnten und der eine Schwiegertochter im Stile von Stine Rehbein einfach Tod und Schande bedeutete. Was half es, wenn Waldemar aus dem Lande ging und sich für immer expatriierte? Die Thatfache der „Encanaillierung“ eines Halberns blieb bestehen und mit ihr der Skandal, die Blame, das Ridikül. Und das letztere war das Schlimmste.

„Nein, es geht nicht,“ überlegte der Graf, während er,

immer erregter und nervöser werdend, in seinem Zimmer auf und ab schritt. „Ich werde mit Gewalt dazwischen fahren. Ich bin schuld, ja und nochmals ja, und immer wieder ja, — ich will es nicht von mir abwälzen. Aber meine Dummheit allein hat es nicht dahin gebracht, da steckt meine gute Freundin dahinter, dieser schwarze Gottseibeins, meine gute Pittelkoff, die jeden Tag rappelköppischer wird. Denn soviel bon sens sie hat, so ist sie doch vom Hochmutsteufel besessen, und während sie nach links hin sich einbildet, mit mir machen zu können, was sie will, will sie nach rechts hin die blonde Schwester mit ihrer langweiligen Tugendgrimasse direkt in unsere Familie hineinspielen. Aber ich werde dem Hause Pittelkoff mit all seinen Anzeigen zeigen, daß es denn doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat. Undankbare Kreatur. Aus dem Kehricht hab' ich sie aufgelesen, und als Lohn für meine Gutmthat zahlt sie mir in dieser Münze.“

Während er noch so sprach, traf sich's, daß sein Blick von ungefähr in den Spiegel fiel. Er trat denn auch heran, rückte sich das rote Halstuch zurecht und lachte: „So also sieht ein Ehrenmann aus, ein Witwenretter und Waisenvater . . . Habe die Ehre.“ Und er becomplimentierte sich selbst. „Immer das alte Lied. Sowie man in der Patsche sitzt, spielt man sich auf den Unschuldigen hin aus, schimpft über die Complicen, die meist viel weniger Schuld haben als man selbst, und läßt andere die Dummheiten entgelten, die man höchst eigenhändig gemacht hat. Und in meinem Falle nennt sich diese schüde Weißwascherei noch aristokratische Gesinnung und erhebt sich über die Pittelkoffs, die sich wenigstens nicht mit „Noblesse oblige“ durch die Welt zieren. Zammervoll. Wohin man sieht, hat man sich zu schämen. Und doch muß etwas geschehen, und wenn meine Schuld noch zehnmal größer wäre.“

Bei diesen Worten zog er die Klingelschnur. „Eine Droschke, Johann.“ Und während dieser sich nach dem nächsten Halteplatz aufmachte, machte der alte Graf Toilette, sorglich und vor dem Spiegel, aber doch mit der Raschheit eines alten Militärs.

Eine halbe Stunde später hielt die Droschke vor dem Eingange zum Invalidenpark. Der alte Graf stieg aus und ging über den Damm fort, auf das ihm wohlbekannte Haus zu, das im grellen Scheine der Mittagssonne wie ausgestorben da lag. Pauline stand am Fenster und erkannte den Grafen, als er hastigen Schrittes auf ihre Wohnung zusteuerte. „Tott,“ sagte sie, „nu schon bei Tage!“ Dabei rückte sie aber doch den Kragen zurecht und warf ihre Küchenschürze hinter den Ofen. Und jetzt hörte sie's klingen.

„Mama zu Haus?“

Olga wollte „nachsehen,“ aber der Graf war nicht in der Laune, sich auf seinem eigensten Territorium allerlei lächerlichen Anmeldeförmlichkeiten zu unterwerfen, und trat also, während er Olga folgte, gleichzeitig mit dieser in das Vorderzimmer ein.

„Guten Tag, Witwe.“

Die Pittelkow sah, daß er schlechter Laune war und erwiderte deshalb, ohne sich von ihrer Fensterstelle zu rühren, im gleichgültigsten Tone: „Guten Tag, Graf... Eine schmächtige Hize...“

Der alte Graf bezeugte keine Lust, sich in ein Wettergespräch einzulassen, warf sich vielmehr ohne weiteres ins Sofa und sagte, während er sich mit dem Taschentuch etwas frische Luft zufächelte: „Komme heut in einer ernstn Sache, Pauline. Was ist das mit der Stine?“

„Mit Stine?“

„Ja. Sie hat da mit meinem Neffen angebändelt. Und nun ist er verrückt geworden und will sie heiraten. Und wer ist schuld daran? Du, Pauline. Du hast mir dies eingebrockt. Du, nur Du. Stine macht nicht drei Schritte, geht nicht von hier bis ans Fenster, ohne Dich zu fragen; sie hat nie was andres gethan, als was Du gewollt oder gutgeheißen hast, und auf Dich fällt dieser Skandal. Ich frage Dich, ob ich Anspruch auf solche Behandlung habe? Nun, wir wollen sehen, was wird. Wolle Du, was Du willst, ich will was ich will. Die Welt ist verrückt genug geworden, aber soweit sind wir noch nicht, daß die Häuser Halberns und Pittelkow Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken fordern. Nein, Pauline. Solchen Unsinn verbitt' ich mir, und was ich von Dir fordre, ist das, daß Du dieser Kinderei ein Ende machst.“

„Kann ich nicht.“

„Weil Du nicht willst.“

„O, ich will schon. Ich habe schon gewollt, gleich als ich die Geschichte kommen sah. Es ist ein Unglück für meine Stine.“

„Was?“

„Es is ein Unglück für meine Stine. Ja, Graf. Oder denken Sie, daß ich so dumm bin, so was für'n Glück zu halten? Ach, du meine Güte, da sind der Herr Graf mal wieder aus Irland, im ganz gehörig. Und nu hören Sie mal ein bißchen zu. Hier drüben wohnt ein Schlosser, ein Kunstschlosser, und hat 'nen Neffen, einen allerliebsten Menschen, der bei den «Mailäfern» gestanden, — aber jetzt is er wieder ins Geschäft. Nu, der war letzten Sommer immer um die Stine 'rum, um wenn der das Mächen nimmt, dann geh' ich nächsten Sonntag in'n Dom oder zu Büchseln und weine mir aus und danke dem lieben Gott für seine große Gutthat un Gnade, was ich nu schon eine gute Weile nich gedhan habe. Ja, Graf, so steht es. Meine Stinechen is kein Mächen, das

sich an einen hängt oder mit Gewalt einen rantraht, Graf oder nich, un hat's auch nich nötig. Die kriegt schon einen. Is gesund un propper un kein Unthätchen an ihr, was nich jeder von sich sagen kann. He?“

„Komme mir nicht damit. Das sind Ausweichungen und Redensarten, bloß um von der Sache loszukommen. Darum handelt sich's nicht. Unthätchen! Was heißt Unthätchen? Ich habe der Stine nichts auf den Leib gered't, ich weiß, sie ist ein gutes Kind. Aber was soll das mit Deinem «Unthätchen» und «was nicht jeder von sich sagen kann». Meinst Du mich? Meinetwegen. Mir thut's nichts; ich bin drüber weg. Aber Du meinst meinen Neffen und das reizt mich und ärgert mich, weil's mal wieder Deinen schlechten Charakter zeigt. Oder wenn nicht Deinen schlechten Charakter, so doch, daß Du hart bist und ohne rechte Güte. Was soll das mit dem anzüglichen Vorwurf und Deinem spöttischen Gesicht dabei? Walbemar ist ein armer, unglücklicher Mensch und kann freilich keinen Degen verschlucken oder sich einen Amboss auf die Brust legen lassen. Und wenn Du das ein «Unthätchen» nennen willst, nun so thut's. Aber seine Krankheit und sein Elend, das ist es ja gerade, was ihm vor Gott und Menschen zur Ehre gereicht. Denn woher hat er's? Aus dem Krieg her hat er's. Er war noch keine neunzehn und ein schwächiger dünner Fähnrich bei den Dragonern und sah aus wie 'ne Milchsuppe, das muß wahr sein. Aber ein Halberns war er. Und weil er einer war, war er der erste von der Schwadron, der an den Feind kam, und vor dem Karree, das sie sprengen sollten, ist er zusammengefunken, zwei Stugeln und ein Bajonettstich und das Pferd über ihn. Und das war zu viel für den jungen Menschen. Zwei Jahre hat er gelegen und gedoftert und gequient und nun drückt er sich schwach und krank in der Welt herum, und weil er nicht weiß, was er machen soll, besucht er Stine und will sie heiraten. Das ist ein Unsinn. Aber komme mir nicht mit allerlei Spizen und Anzüglichkeiten, die für den armen Jungen nicht passen. Er hat das Eisene Kreuz und ich will, daß Du mit Achtung von ihm sprichst.“

Pauline lachte. „Tott, Graf, wenn das einer hört, so muß er ja wahr und wahrhaftig denken, ich wollt' einem einen Spott draus machen, daß er ein braver Junge gewesen. Aber das is auch so eine von Euren Marotten, daß Ihr immer denkt, wir verstünden nichts davon und wüßten nichts von Vaterland und knappzu von Courage. Aber wie sieht es denn? Alle Wetter, ich bin auch fürs Vaterland und für Wilhelm, und wer seine Knochen zu Markte getragen hat, vor dem hab' ich Respekt un brauche mir nich erst sagen zu lassen, daß ich Respekt vor ihm haben soll. Un denn, Graf, man nich immer gleich mit die Halberns. Ich habe welche gekannt, die waren auch erst neunzehn und keine Halberns und sahen nich zu Pferde, nein, immer bloß auf Gebrüder Benekens, un mußten auch immer vorwärts. Un zuletzt, als es bergan ging un sie nich mehr konnten, da hielten sie sich an die Kuffeln, weil sie sonst rücklings runter gefallen wären, un immer die verdammten Dinger dazwischen, die so quiettschen un sich anhören wie 'ne Kaffeemühle. Ne, ne, Graf, die Halberns haben es nich alleine gemacht un der junge Graf auch nich. Aber er hat seine Schuldigkeit gethan un seine Gesundheit drangegeben un da werd' ich ihm doch nichts anreden — i, da biß ich mir ja lieber die Zunge ab. Ich habe bloß sagen wollen, daß an

Stine kein Unthätchen is. Un dabei bleib' ich. Und da wir nu mal davon reden, dabei bleib' ich auch, daß aus Gräßliche öfter so was is, als an unserein, un nu gar erst an Stineden. Ich weiß nich, wie die Dokters es nennen, aber das weiß ich, es giebt Unthätchen schon von'n Urgroßvater her. Un die Urgroßväter, was so die Zeit von'n dicken König war, na, die waren schlimm. Und die Halberns werden woll auch nich anders gewesen sein als die andern."

"Es ist gut," sagte der alte Graf mit wiedergewonnener Ruhe. „Was Du gleich zuerst gesagt hast von dem Schlosser drüben und seinem Knecht, das ist die Hauptsache, das hat mich überführt. Ich glaube jetzt, daß Du unschuldig an der Sache bist und muß auch einräumen, es sieht Dir nicht ähnlich. Du bist viel zu klug und zu verständig, um solchen Unsinn in Gang zu bringen. Denn Du sagst es ja selbst, ein Unsinn ist es und ein Unglück dazu. Und noch dazu für alle beide."

Pauline nickte zustimmend.

"Also ein Unglück sag' ich. Und nun laß uns überlegen, wie wir da rauskommen oder es wenigstens eingrenzen und wieder Schick in die Sache bringen. Waldemar ist eigensinnig (alle Kranken sind es) und wird von seinem Vorhaben nicht lassen wollen, davon bin ich überzeugt. Es ist also nur dadurch etwas zu machen, daß wir auf den andern Part, auf Deine Schwester einen Einfluß gewinnen."

Die Pittelkow zuckte mit den Achseln.

"Du willst sagen, es fehlt auch ihr nicht an Eigensinn. Und ich glaub' es beinah. Außerdem ist alles Zureden umsonst, solange noch die Möglichkeit für Stine bleibt, Waldemar zu sehn und zu sprechen. Den wird sie natürlich lieber hören als uns. Jeder hört am liebsten, was ihm schmeichelt und wohlthut. Ich seh' also nur ein Mittel: sie muß fort. Und ich stelle Dir alles dabei zur Verfügung. Überlege. Sie wird doch irgendwo in der Welt, in der Priegnitz oder Uckermark, eine Freundin oder Anverwandte haben, und wo nicht, so müssen wir so was erfinden. Da muß sie hin. Nur weg von hier, weg. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Und ist erst eine Trennung da und haben beide vierzehn Tage lang eingesehn, daß sich auch ohne Mondscheinfuß immer noch leben läßt, so haben wir wenigstens einen guten Anfang gemacht. Und dann sehen wir weiter."

Die Pittelkow war im wesentlichen damit einverstanden und fiel, als ihr Halberns auch erzählt hatte, daß Waldemar nach Amerika wolle, rasch wieder in ihren Alltags- und Gemüthlichkeitston. „Ich war von Anfang an dagegen. Und nu will er auch noch nach Amerika! Du mein Gott, was will er da? Da müssen sie scharf 'ran un bei sieben Stunden in Stichsonne, da fällt er um. Erst heute früh haben sie hier einen vom Bau vorbeigebracht un war noch dazu ein Steinträger mit Schnurrebart und Soldatenmütze, was immer die stärksten sind. Un nu solch armer Zwalide. Graf, ich werd' es schon machen un will gleich zu Wanda, die muß mir eine Geschichte zurecht lügen. Un wenn ich die habe, dann packen wir Stinen ein, nach Alt-Landsberg oder nach Bernau mit's Storchnest oder nach Fürstenthalde. Sie will immer beistehn un helfen und wir müssen ihr so was vorreden von Beistand un Hilfe."

Der Graf war erfreut und so trennten sie sich.

14. Kapitel.

Die Pittelkow, als der Graf fort war, warf sich in Staat, nahm ihren Umhang und ging in die Tiefstraße, um mit Wanda zu beraten, was zu thun, und in welchem märkischen Neste Stine wohl am besten unterzubringen sei. Wanda, dessen entzamt sie sich, hatte eine ältere nach Teupitz hin an einen Schlächtermeister verheiratete Halbschwester; vielleicht wenn man sagte, daß da was Kleines angekommen und der Mann, samt seinen vielen Kindern, eines Beistands in der Wirtschaft bedürftig sei? „Ja, so muß es gehn. Und is erst wer in Teupitz, so kommt er sobald nich wieder weg. Und die Frau wird sie schon festhalten, — soviel wird sie doch woll von Wanda'n haben, daß sie nich gleich locker läßt. Und wenn jrade geschlachtet wird, kann Stine ja zusehn un hat en bißchen Zerstreung."

In dieser Richtung gingen die Gedanken der Pittelkow, die, während sie diese Pläne machte, nicht ahnen konnte, daß ziemlich um eben diese Zeit bereits Entschlüsse gefaßt und Entscheidungen getroffen worden waren, die jeden weitem Klugheitsplan unnötig machten.

Waldemar, als er den Onkel verlassen hatte, hatte seinen Weg erst bis Schloß Bellevue hin und von dort aus nach einem um ein paar hundert Schritte weiter flußabwärts gelegenen Sommerlokale genommen, das er für gewöhnlich an jedem Spätnachmittag, eh' er zu Stine ging, aufzusuchen pflegte. Dort im Schatten alter Bäume niederzujagen und zu sinnen und zu träumen, war das, was er liebte. Wirt und Wirtin in diesem Lokale kannten ihn längst, ebenso war er Intimus der dort zahlreich ansässigen Spazier, die, sobald er Platz genommen, den Tisch umhüpften und die Brocken und Krümel des eigens für sie bestellten Stück Kuchens aufzupicken pflegten. Das alles war heute gerade so wie sonst und nur die ihre Köpfe neugierig zusammenstehenden Kellner beschäftigten sich augenscheinlich mit der Frage, was ihren regelmässigen Spätnachmittagsgast heute schon zu so früher Stunde hierher geführt haben könne. Denn es war erst zwei. Waldemar hatte keine Freude daran, diese kleine Neugier zu beobachten und las aus den Mienen der Kellner den Gang ihrer Unterhaltung mit einer Sicherheit heraus, als ob er sie vom nächsten Baum her hätte belauschen können. Überhaupt entging ihm nichts und wenn er eine Zeitlang die Qualmwolken aus dem gerade gegenübergelegenen Vorfigchen Eisenwerke hatte hervorquellen und nach der Jungfernheide hin abziehen sehen, so gab er seinem Blick mit einem Male wieder eine Seitwärtsrichtung und zählte dabei die Brückenpfeiler oder die Spreekähne, die von der Stadt her den Fluß hinunter kamen. Er war ohne jede Spur besonderer Erregung und beschäftigte sich, was übrigens seinem Charakter entsprach, kaum noch mit dem Gespräch, das er eben erst mit seinem Onkel gehabt hatte. Wenn er den Frieden nicht haben konnte, so war es schon viel für ihn, ihn seinerseits ehlich und aufrichtig gewollt zu haben. Und das war ja der Fall. Aus diesem Bewußtsein erwuchs ihm etwas wie Trost und Ergebung, und wenn Ergebung auch nicht das absolut Beste, nicht der Friede selbst war, so war es doch das, was dem Frieden am nächsten kam.

Er blieb wohl eine Stunde. Dann erst erhob er sich und ging auf den Ausgang zu. Von draußen her aber sah er noch

einmal über den Stafetzaun in den Garten zurück. Da war wieder die Musik-Estrade mit den wackeligen Notenputten und gleich dahinter das primitive Büffett mit den eingeschnittenen Querkhölzern, daran zahllose Weißbierdeckel wie kleine Schilde hingen. Und dicht daneben und halb überwachsen von einer Kugelakazie stand der eben von ihm verlassene Tisch, auf dessen grüner Platte jetzt die Lichter und Schatten tanzten. Er konnte sich nicht losreißen von dem allen und prägte sich's ein, als ob er ein bestimmtes Gefühl habe, daß er's nicht wiedersehen werde. „Glück, Glück. Wer will sagen, was du bist und wo du bist! In Sorrent, mit dem Blick auf Capri, war ich elend und unglücklich, und hier bin ich glücklich gewesen.“ Und nun ging er weiter flussabwärts bis an die Moabiterbrücke, weil er vorhatte, den Rückweg am andern Ufer zu machen. Als er aber drüben war, nahm er langsam und unter gelegentlichen Verweilen seinen Weg auf den Humboldtshafen und zuletzt auf den Invalidenpark zu. Dort blieb er stehen und musterte das gegenübergelegene Haus. Stine stand oben am Fenster. Er grüßte mit der Hand und stieg dann in ihre Wohnung hinauf.

* * *

Stine empfing ihn schon an der Thür, glücklich ihn zu sehen, aber doch mit einem Anfluge von Sorge, weil er sonst nie vor Dämmerstunde kam.

„Was ist?“ sagte sie, „Du siehst so verändert aus.“

„Möglich. Aber es ist nichts. Ich bin vollkommen ruhig.“

„Ach sage nicht das. Wenn man sagt, man sei ruhig, ist man's nie.“

„Woher weißt Du das?“

„Ich glaube, das lernt jeder, dafür sorgt das Leben. Und dann weiß ich es von Pauline. Wenn die zu mir sagt: «Stine, nun bin ich wieder ruhig,» dann ist es immer noch schlimm genug. Aber nun sage, was ist?“

„Was ist? Eine Kleinigkeit. Eigentlich nichts. Ich stand immer einsam unter den Meinigen und nun soll ich noch etwas einsamer dastehn. Es wirkt einen Augenblick, aber nicht lange . . .“

„Du verschweigst mir etwas. Sprich!“

„Gewiß, deshalb bin ich hier. Und so höre denn. Ich war bei meinem Onkel, um ihm zu sagen . . . ja, was Stine? um ihm zu sagen, daß ich Dich lieb hätte . . .“

Stine kam in ein Zittern.

„ . . . Und daß ich Dich heiraten wolle . . . Ja, heiraten, nicht um eine Gräfin Haldern aus Dir zu machen, sondern einfach eine Stine Haldern, eine mir liebe kleine Frau, und daß wir dann nach Amerika wollten. Und zu diesem Schritt erbät' ich seine Zustimmung oder doch eine Fürsprache bei meinen Eltern.“

„Und?“

„Und diese Fürsprache hat er mir verweigert.“

„Ach, was hast Du gethan?“

„Sollt' ich nicht?“

„Was hast Du gethan?“ wiederholte Stine, zugleich hinzusetzend: „Und ich Armste bin schuld daran. Bin schuld, weil ich's habe gehen lassen und mich nie recht gefragt habe: was wird? Und wenn mir die Frage kam, so hab' ich sie zurückgedrängt und nicht aufkommen lassen und nur gedacht: freue dich, solange du dich freuen kannst. Und das war nicht recht. Daß es nicht ewig dauern würde, das wußt' ich, aber ich

rechnete doch auf manchen Tag. Und nun ist alles falsch gewesen und unser Glück ist hin, viel, viel schneller als nötig, bloß weil Du wolltest, daß es dauern solle.“

Waldemar wollte widersprechen; aber Stine litt es nicht und sagte, während ihre Stimme mit jedem Augenblick beschwörender und eindringlicher wurde: „Du willst nach Amerika, weil es hier nicht geht. Aber glaube mir, es geht auch drüben nicht. Eine Zeitlang könnt' es gehn, vielleicht ein Jahr oder zwei, aber dann wär' es auch drüben vorbei. Glaube nicht, daß ich den Unterschied nicht sähe. Sieh, es war mein Stolz, ein so gutes Herz wie das Deine lieben zu dürfen, und daß es mich wieder liebte, das war meines Lebens höchstes Glück. Aber ich käme mir albern und kindisch vor, wenn ich die Gräfin Haldern spielen wollte. Ja, Waldemar, so ist es, und daß Du so was gewollt hast, das macht nun ein rasches Ende. Vor Jahren, ich war noch ein Kind, hab' ich mal ein Feenstück gesehn, in dem zwei Menschen glücklich waren; aber ihr Glück, so hatte die Fee gesagt, würde für immer hin sein, wenn ein bestimmtes Wort gesprochen oder ein bestimmter Name genannt werde. Siehst Du, so war es auch mit uns. Jetzt hast Du das Wort gesprochen und nun ist es vorbei, vorbei, weil die Menschen davon wissen. Vergiß mich; Du wirst es. Und wenn auch nicht, ich mag keine Kette für Dich sein, an der Du Dein Leben lang herumschleppst. Du mußt frei sein; gerade Du.“

„Ach, meine liebe Stine, wie Du mich verkennst. Du sprichst von einer «Kette» und daß ich frei sein müsse. Freiheit. Nun ja, mein Leben war frei, was man so frei sein nennt, seit ich aus meiner Eltern Hause ging und in manchen Stücken auch früher schon. Aber wie verlief es trotzdem? Wie war es von Jugend an? Wir haben soviel davon geplaudert und ich habe Dir von meinen Kindertagen erzählt und von dem langweiligen Hauslehrer, der den Frommen spielen mußte nach Anweisung und mich mit Sprüchen und Geboten und dem ewigen «was ist das» quälte und mit dem Glaubensbekenntnis, das ich nie verstand und er auch nicht. Aber der arme traurige Mensch, der (ich sollte vielleicht nicht spotten, gerade ich nicht) immer einen Katarth und eine Liebshaft hatte, war lange nicht der schlimmste. Das Schlimmste war, daß ich im Hause selbst, bei meinen eignen Eltern, ein Fremder war. Und warum? Ich habe später darauf geachtet und es in mehr als einer Familie gesehn, wie hart Eltern gegen ihre Kinder sind, wenn diese ganz bestimmten Wünschen und Erwartungen nicht recht entsprechen wollen.“

Stine, die dieselbe Wahrnehmung auch in ihrer bescheidenen Sphäre gemacht haben mochte, nickte zustimmend, und Waldemar, der sich dieser Zustimmung freute, fuhr deshalb fort: „Es wird wohl überall so sein, und jedenfalls war es so bei uns. Und dazu die Launen und Verstimmungen einer Frau, weil ihr ein Großfürst einmal ein Billet geschrieben, das beinah ein Liebesbillet war, und die sich nun einbildete, nicht viel was andres als eine Mißheirat geschlossen zu haben. Da hast Du das Bild meiner Stiefmutter. Den Sommer über war sie verstimmt über das langweilige Landleben und über die Damen der Nachbarschaft, die gar keine Damen waren, wenigstens nicht in ihren Augen, und wenn sie dann Winters zu Hofe gieng, so war sie noch verstimmt, weil Schönerer oder Vornehmere da waren und ihr den Rang abliefern. Und diese

schlechte Laune muß' ich entgelten, diese Verstimmungen trafen mich, der ich ihr überhaupt von Anfang an mißfiel. Und als ich dann heranwuchs und wohl auch meinerseits zeigen mochte, daß mir nicht alles gefalle, da war ich vollends nicht auf Rosen gebettet. Und so ging's, bis ich mit neunzehn eintrat und mit zu Felde zog und die Kugel kriegte oder zwei, wovon ich Dir erzählt habe. Da wurd' es freilich einen Augenblick besser und ich war ein Vierteljahr lang der Held und Mittelpunkt der Familie, besonders als auch prinzliche Telegramme kamen, die sich nach mir erkundigten. Ja, Stine, das war meine große Zeit. Aber ich hätte sterben oder mich rasch wieder zu Gesundheit und guter Karriere herausmanövrieren müssen, und weil ich weder das eine noch das andre that und nur so hinlebte, manchem zur Last und keinem zur Lust, da war es mit meinem Ruhme bald vorbei. Der Vater hatt' es vielleicht ändern können, wenn er ein festes Eintreten für mich gewagt und nicht seinen Haus- und Ehefrieden über mein Glück gestellt hätte. So konnt' er sich nicht aufraffen und so hab' ich denn durch viele Jahre hin gelebt, ohne recht zu wissen, was Herz und Liebe sei. Nun weiß ich es. Und jetzt, wo ich es weiß und mein Glück festhalten will, soll ich es wieder aus der Hand lassen. Und alles bloß, weil Du von Ansprüchen sprichst, und vielleicht auch daran glaubst, die mir im Blute stecken sollen und die — weil im Blute — gar nicht aufzugeben seien. Ach, meine liebe Stine, was geb' ich denn auf? Nichts, gar nichts. Ich sehne mich danach, einen Baum zu pflanzen oder ein Volk Hühner aufsteigen oder auch bloß einen Bienenstock ausschwärmen zu sehen."

Er schwieg und sah vor sich hin, Stine aber nahm seine Hand und sagte: „Wie Du Dich selbst verkennt. Der Tagelöhnerjohn aus Eurem Dorfe, der mag so leben und dabei glücklich sein; nicht Du. Dadurch, daß man anspruchslos sein will, ist man's noch nicht, und es ist ein ander Ding, sich ein armes und einfaches Leben ausmalen oder es wirklich führen. Und für alles, was dann fehlt, soll das Herz aufkommen. Das kann es nicht und mit einemmal fühlst Du, wie klein und arm ich bin. Ach, daß ich in diesem Augenblick so spreche, das ist vielleicht auch schon eine Schwachheit und ein kleines Gefühl; aber ich kämpfe nicht dagegen an, weil ich glaube, daß aus allem, was Du vor hast, nur Unheil kommt, nur Enttäuschung und Elend. Der alte Graf ist dagegen und Deine Eltern sind dagegen (Du sagst es selbst) und ich habe noch nichts zum Glück ausschlagen sehen, worauf von Anfang an kein Segen lag. Es ist gegen das vierte Gebot, und wer dagegen handelt, der hat keine ruhige Stunde mehr und das Unglück zieht ihm nach."

„Ach, meine liebste Stine, Du redest Dich so hinein und kommst mir nun gar mit dem vierten Gebot. Glaube mir, das mit dem vierten Gebot, das hat auch seine Grenze. Vater und Mutter sind nicht bloß Vater und Mutter, sie sind auch Menschen, und als Menschen irren sie so gut wie Du und ich. Nein, ich will Dir sagen, was es ist und warum Du glaubst, so sprechen zu müssen. Ich verleihe mich ein bißchen auf das menschliche Herz, denn sieh, wer jahrelang auf dem Krankenbette liegt, der hat viel Zeit und spürt vielem nach und das Verlockendste sind immer die Schlängelgänge des Herzens, des eignen und das der andern. Und nun höre, was es ist. Es ist was Hochmütiges in Eurer Familie, daran drei Grafen

genug hätten, etwas Trosiges und Herausforderndes, und ein Hang, die Wahrheit zu sagen und mitunter auch noch mehr. Deine Schwester hat es sehr stark und Du hast es auch, hast auch Dein Teil daran. Und sieh, in diesem Deinem falschen Stolze willst Du nicht, daß ich auch nur einen Augenblick glauben soll, Du hättest an so was wie eine Stine Halbern gedacht. Das ist Dir gegen Deine Ehre. Hab' ich recht und ist es so?"

„Nein."

„Gut. Ich glaube Dir. Ich weiß ganz bestimmt, daß Du «ja» gesagt hättest, wenn Du's hättest sagen können. Und daß Du dies ehrliche «nein» sagen kannst, das ist schön von Dir und läßt mich aufs neue sehen, eine wie gute Wahl ich getroffen. Und nun soll es an bloßen Einbildungen scheitern. Ich bin aus den Vorurteilen heraus und nun willst Du sie haben. Ich beschwöre Dich, Stine, mache Dich frei davon, und vor allem entschlage Dich Deiner Angstlichkeiten."

Stine schüttelte den Kopf.

„Es soll also nichts mit uns werden?"

„Es kann nicht."

„Und alles soll bloß ein Sommerpiel gewesen sein?"

„Es muß."

„Und es kommt Dir nicht der Gedanke, daß mir dies alles das Leben bedeuten könnte?"

„Um Gottes willen, Waldemar!"

„Ich will keine Ausrede, ich will eine Antwort. Ein «Ja», kurz und bestimmt, und dann fort, fort. Sprich, Stine, Du weißt, was ich bitte. Willst Du?"

„Nein."

Und sie stürzte weinend an ihm vorüber. Er hielt sie aber fest und sagte: „Stine, so wollen wir nicht scheiden. Ein «Nein» soll nicht Dein letztes Wort gewesen sein. Setz Dich nieder und sieh mich an. Und nun sage mir: Hast Du mich wirklich geliebt?"

„Ja."

„Von Herzen?"

„Von ganzem Herzen."

Und das Krampfischluckzen, unter dem sie sprach, ging in eine Ohnmacht über.

Als sie wieder zu sich kam, war sie allein.

(Schluß folgt.)

Das Recht in der sozialen Frage.

von
Robert Schellwien.

Gewöhnlich behandelt man die soziale Frage pathologisch. Man geht davon aus, daß die kümmerliche Lage des Arbeiterstandes in der Natur der Dinge begründet, ein notwendiges Übel sei, das man nicht aufheben, sondern nur abschwächen und in seinen nachteiligen Folgen für die Arbeiter mildern könne; man geht weiter und sagt, daß diese Abschwächung des sozialen Übels nicht nur Sache der Humanität, sondern auch Pflicht des mit dem Gesamtwohl der Bevölkerung befaßten Staates sei. In dieser Richtung bewegen sich, abgesehen von der der Sozialdemokratie oder doch deren Führern vorschwebenden fundamentalen Änderung der Gesellschaftsordnung, alle sozialpolitischen Vorschläge und Programme und alle staatssozialistischen Experimente, alle erstreben sie: nicht Heilung der Krankheit, sondern Fürsorge für

den Kranken durch den Staat. Es wäre beklagenswert, wenn den menschlichen Dingen wirklich ein solcher unheilbarer Mangel anhaftete, wenn die Arbeit, die eine so große und unentbehrliche Aufgabe in der Gesellschaft erfüllt, notwendig und für immer mit der Armut verknüpft wäre: alsdann wäre der stete Zerfall der Gesellschaft in zwei Klassen von grundverschiedener Lage und entgegengesetztem Interesse, Besitzende und Proletarier, eine unabänderliche Notwendigkeit und jede Hoffnung auf ein homogenes Volk und eine hellere Zukunft aussichtslos. Indessen diese pessimistische Auffassung verliert allen Boden, sobald man sich überzeugt, daß die hilflose Lage des Arbeiterstandes nicht in einer unabänderlichen Notwendigkeit ihren Grund hat, sondern in einer Unvollkommenheit des Rechts, und zwar nicht des öffentlichen, sondern des Privatrechts, die gehoben werden kann, sobald der Wille dazu da ist, und daß wir in dieser Hinsicht uns nur noch im Rückstande befinden mit einer durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung uns deutlich vorgezeichneten Reform des Privatrechts.

Man muß dem ökonomischen Liberalismus (der Manchesterpartei) darin beitreten, daß der Nerv des wirtschaftlichen Lebens die persönliche Freiheit ist, und das freie Zusammenwirken der wirtschaftlichen Einzelkräfte sich von selbst nach Vermittlung vollzieht und den bestmöglichen wirtschaftlichen Erfolg für das Ganze und für die Einzelnen gewährleistet; aber er irrt in der Annahme, daß diese Freiheit schon vollständig vorhanden, daß insbesondere die Arbeit ein freies Element in der wirtschaftlichen Bewegung sei. Er verwechselt dabei die moralische Freiheit mit der realen. Die erstere, die innere Willensbestimmung, ist dem Menschen unter allen Umständen, auch im Naturzustande, gesichert, die letztere, die Verwirklichung der Willensbestimmungen anderen gegenüber, nur in der organisierten Gesellschaft, im Staate. Im Naturzustande giebt es keine reale Freiheit, sondern der Stärkere bezwingt den Schwächeren und unterwirft ihn seinem Willen. Um ihrer realen Freiheit willen, und nur deshalb, leben die Menschen in staatlichen Gesellschaften, sie stellen damit eine gesellschaftliche Gesamtkraft her, die stärker ist als jede Privatgewalt, und deshalb im Stande, allen legitimen Willensbestimmungen, für die sie eintritt, die Verwirklichung zu sichern und Schutz vor Unterdrückung zu gewähren. Es wird damit ein neues Kräfteverhältnis zu Gunsten der persönlichen Freiheit geschaffen, eine gesellschaftliche Dynamik, welche die reale Freiheit der Einzelnen aufrecht erhält. Es ist klar, daß der Schutz der gesellschaftlichen Macht nur den legitimen Willensbestimmungen gewährt werden darf, d. h. denjenigen, die sich nicht mit dem Zwecke der Gesellschaft, der allgemeinen realen Freiheit, im Widerspruch setzen. Die Norm dafür, welche Willensbestimmungen legitime, von der gesellschaftlichen Gesamtkraft zu vertretende sind, ist das Recht, und, soweit es sich um das hier allein in Betracht zu ziehende wirtschaftliche Leben handelt, das Privatrecht. Dieses, welches bestimmt, wo der unwiderstehliche Druck der gesellschaftlichen Gesamtkraft wirkt und wo er ausbleibt, bestimmt mit Notwendigkeit Bewegung und Gestalt des wirtschaftlichen Lebens: wer darin kein Recht hat, hat auch keine Macht und unterliegt wehrlos den mit Rechtsschutz ausgestatteten Kräften. Das Recht entspricht seiner Aufgabe nur dann, wenn es seinen Schutz allen nach dem Wesen des Rechts legitimen Willensbestimmungen gleichmäßig gewährt; es widerspricht sich selbst, wenn es nur einen Teil der legitimen Willensbestimmungen sanktioniert, einen anderen aber rechtlos läßt, denn dann unterwirft es den letzteren dem ersteren und schafft einen Zustand der Ungleichheit und Unfreiheit, der von der gesellschaftlichen Gesamtkraft aufrecht erhalten wird, obwohl diese ihrem Zwecke nach nur der Freiheit dienen soll.

Allein das positive Recht, das praktisch allein den Ausschlag giebt, ist zu keiner Zeit vollkommen und widerspruchsfrei, es ist immer nur Resultat einer vorausgegangenen Kultur-entwicklung und weist stets auch auf eine weitere Ausbildung in der Zukunft hin, es stellt jederzeit eine besondere Aufgabe. Die Aufgabe unserer Zeit ist offensichtlich die, das privatrecht-

liche Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit im Sinne der Freiheit und Gleichberechtigung beider zu regeln.

Zu der wirtschaftlichen Produktion ist das Kapital auf die Arbeit und die Arbeit auf das Kapital angewiesen; das erstere ist unfruchtbar ohne die Arbeit, die letztere kann sich, ausgeschlossen von ihrem Material, nicht betätigen. An sich also sind beide gleichberechtigt, beide, sobald sie sich der wirtschaftlichen Produktion zuwenden, gleichmäßig legitime Willensbestimmungen, und es ist nicht einzusehen, worauf der eine dieser wirtschaftlichen Faktoren einen rechtlichen Vorzug vor dem anderen begründen könnte. In der Wirklichkeit aber, in der von dem geltenden positiven Rechte beherrschten modernen Gesellschaft, ist das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit das der schroffsten Rechtsungleichheit: das Kapital, das Eigentum, steht da im vollsten Rechtsschutz, gegen Angriffe, wie sie im Naturzustande möglich sind, völlig gesichert; die Arbeit dagegen genießt keinen Rechtsschutz, der Arbeiter hat, wie im Naturzustande, nichts als seine Arbeitskraft und dabei nicht einmal, wie in diesem, die Möglichkeit, das ihm zur Ausübung der Arbeit nötige Material zu occupieren oder mit Gewalt zu erobern. Wenn diese beiden nun sich auf dem Markte des Lebens begegnen, das Eigentum als eine unangreifbare Macht, die Arbeit völlig wehrlos, so muß sich die letztere dem ersteren auf Gnade und Ungnade ergeben, sie muß, um nur überhaupt die ihr um des Lebens willen nötige Verbindung mit dem Eigentum zu erreichen, sich demselben verkaufen, zum Marktpreise, dessen Höhe im großen und ganzen stets durch den notwendigen Lebensunterhalt des Arbeiters bestimmt wird. Niemand, wenigstens im wesentlichen, können weder die Arbeiter etwas ändern, noch, auch bei dem besten Willen, die einzelnen Unternehmer; auch diese müssen sich, wenn sie konkurrenzfähig bleiben wollen, dem durch das geltende Privatrecht diktierten dynamischen Gesetze fügen, welches die Arbeit zur Ohnmacht verdammt.

Es ergibt sich hieraus als eine unbestreitbare Forderung des wahren Rechtes, daß durch entsprechende Änderung des geltenden Privatrechts das dynamische Gleichgewicht zwischen Arbeit und Kapital hergestellt werden muß. Das Privatrecht muß der Arbeit ihr Recht, welches sie bisher noch gar nicht hat, beilegen und sie dadurch im wirtschaftlichen Leben ebenso stark machen, als es das Eigentum schon ist; alsdann werden beide, als ebenbürtige Faktoren des wirtschaftlichen Betriebes, nur noch auf der Grundlage der Freiheit und Gleichheit partizipieren können, und der Arbeit, die des Unternehmers mit einschließen, wird ihr Anteil an dem Werte des in Gemeinschaft mit dem Kapital erzeugten Produktes, der von ihr produzierte Mehrwert, von selbst zufallen ohne irgend einen, in jedem Falle schädlichen Eingriff in die freie, in die dann erst freie Bewegung des wirtschaftlichen Lebens. Wie sehr dies eine begründete Forderung des Rechtes ist, ergibt sich noch deutlicher, wenn man das bestehende Privatrecht auf seinen Inhalt und seine Herkunft näher ansieht. Das in Beziehung auf die hier behandelte Frage in den modernen Kulturstaaten geltende Privatrecht ist in allen wesentlich gleich, es ist römisches Recht. Das römische Privatrecht ist eine der größten Schöpfungen des menschlichen Geistes, aber eins konnten die Römer nicht schaffen, ein Recht der freien Arbeit, daran hinderte sie der Umstand, daß die Grundlage ihres wirtschaftlichen Lebens Sklavenarbeit war. Aus diesem Gesichtspunkt betrachteten sie alle materielle Arbeit, folgerecht war ihnen auch die von Freien für andere geleistete materielle Arbeit etwas der Sklavenarbeit Ähnliches, und sie bildeten dafür ein entsprechendes Rechtsinstitut, die Dienstmiete. Der Sklave war ihnen durchaus keine Person, sondern nur Sache, der Freie, der materielle Arbeit für andere leistete, blieb zwar Person, soweit aber der Arbeitsvertrag reichte, war er zugleich nutzbarer Sache, er vermietete sich selbst als solche, er war Subjekt und Objekt zugleich. Dies nun ist das Rechtsinstitut, das bis heute in der wirtschaftlichen Produktion für die fremdem Kapital geleistete Arbeit maßgebend ist. Diese Arbeit ist also wesentlich Sklaven-

arbeit und in Widerspruch mit dem modernen Rechtsbewußtsein, demzufolge die Person durchaus frei ist und in rechtlicher Hinsicht immer nur Subjekt, niemals aber Objekt sein darf. Man kann sich demgegenüber nicht mit Grund auf die formale Vertragsfreiheit berufen; denn ein Vertrag, durch welchen die Person, wenn auch nur teilweise und auf Zeit, wie eine Sache behandelt wird, ist, obgleich nicht nach dem positiven, doch nach dem wahren Rechte nichtig. Außerdem gewährt die formale Vertragsfreiheit, die nach der Meinung des ökonomischen Liberalismus schon die ganze Freiheit sein soll, keine reale Freiheit, wenn der Inhalt des Vertrages, wie es bei dem zwischen Arbeit und Kapital der Fall ist, durch die rechtliche Dynamik der Gesellschaft den Kontrahenten aufgedrängt, wenn nicht durch das Recht dem formal freien Willen auch sein substantieller Gehalt gesichert wird. — Wenn also in dem Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital die Freiheit der Person eine Wahrheit werden soll, so muß das Rechtsinstitut der Dienstmiete verlassen, und es muß dieses Verhältnis rechtlich als das anerkannt werden, was jede vertragsmäßige Vereinigung verschiedener Personen zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zweckes in Wahrheit ist, nämlich ein Gesellschaftsvertrag. Selbstverständlich erstreckt sich dieses Gesellschaftsverhältnis nicht weiter als auf den gemeinschaftlichen Zweck, also nicht etwa auf das Handelsgeschäft des Unternehmers, falls nicht die Arbeiter ausdrücklich in dasselbe als Gesellschafter aufgenommen worden sind, sondern nur auf das mit vereinigten Kräften hergestellte Produkt oder vielmehr, da das Produkt selbst regelmäßigerweise in das Eigentum des Unternehmers übergeht, auf den Wert dieses Produktes.

Die Auseinandersetzung in betreff dieses Wertes wäre der freien Vereinbarung der Kontrahenten zu überlassen mit der alleinigen Maßgabe, daß das Gesetz bestimmte Grundsätze und Quoten festzustellen hätte, die mindestens bei der Auseinandersetzung innegehalten werden müßten.

Dies ist auch keine neue Erfindung, sondern es ergibt sich, sobald das Rechtsverhältnis zwischen Arbeit und Kapital als Gesellschaftsvertrag anerkannt wird, aus dem Wesen des letzteren schon nach römischem Rechte; denn die römischen Juristen — auf sehr mißverständliche abweichende Meinungen neuerer gebe ich hier jetzt nicht ein — lassen keinen Zweifel darüber, daß die Teilnahme der Gesellschafter am Gewinn ein gleicher oder doch, wenn die Leistungen verschieden sind, ein denselben entsprechender sein muß, und das ist auch vollkommen richtig; denn Sachen kann man zwar taxieren, wie man will, und sich darüber beliebig vertragen, aber die Person ist von unendlichem Werte, und Personen können sich rechtlich nur als freie und gleiche miteinander vereinigen.

Wie das Problem durch die Gesetzgebung am zweckmäßigsten zu lösen sei,* mag hier eine offene Frage bleiben; daß es gelöst werden müsse, dürfte erwiesen sein. Kaum braucht wohl noch bemerkt zu werden, daß eine Reform des Privatrechts, wie die hier bezeichnete, nur, nachdem ihre Notwendigkeit allgemein anerkannt worden, und nur auf dem Wege internationaler Vereinbarung ins Leben treten könnte.

Der hier vorgetragene Reformvorschlag erstrebt die Lösung der sozialen Frage, abweichend von der Sozialdemokratie, auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung und in Kontinuität mit unserer ganzen vorausgegangenen Rechtsentwicklung, nicht auch durch Aufhebung der wirtschaftlichen Freiheit, sondern durch Erhöhung derselben, durch Erhebung der Arbeit in die Reihe der selbständigen wirtschaftlichen Kräfte. Andererseits erstrebt er dasselbe, was die Sozialdemokratie erreichen will, nämlich der Arbeit statt kümmerlichen Lohnes ihren wirklichen Ertrag zuzuführen; aber er erstrebt es auf einem gangbaren Wege und mit gesicherter Aussicht, nicht nur auf Befreiung der Arbeit, sondern auch auf Steigerung der Produktion und Erhöhung des allgemeinen, aber gerechter verteilten

Wohlfstandes. Die Sozialdemokratie kann bei ihren volkswirtschaftlichen Vorschlägen einen gleichen Erfolg nicht garantieren. Wenn ihre Pläne überhaupt ausführbar wären, — sie sind es nicht, weil sie mit dem Wesen des Menschen und mit der Natur der wirtschaftlichen Bewegung in Widerspruch stehen, — wenn also alles Kapital in den Händen der gesellschaftlichen Centralleitung zusammengefaßt würde, und alle Arbeit in den Dienst dieser Centralleitung treten müßte, so würde damit die eigentliche bewegende Kraft des wirtschaftlichen Lebens, die Freiheit, die jetzt in der Konkurrenz der Unternehmer wirkt und in der selbständig gewordenen Arbeit wirken würde, in Wegfall kommen, und das müßte eine unberechenbare Herabminderung des Ertrages der Produktion zur Folge haben; wie sich dann aber das Los der Arbeit gestalten würde, ist doch sehr fraglich. Die Arbeiter werden aber erst dann aufhören, diesen Verlichtern zu folgen, wenn sie auf eine wahre und gründliche Verbesserung ihrer Lage, die sowohl ausführbar, als mit der Freiheit in Einklang ist, die Einsetzung in ihr Recht, hoffen dürfen.

Randbemerkungen zum deutsch-böhmischen Ausgleich.

von
L. Schönhoff.

Das Jahr 1279 spielt in der Geschichte Böhmens eine verhängnisvolle Rolle. Von diesem Jahre an muß man die Kassenkämpfe, die zwischen Deutschen und Tschechen toben, datieren. Zum erstenmal tauchten damals Schlagworte auf, die bis zum heutigen Tage ihre Bedeutung bewahrt haben, zum erstenmal lernte die tschechische Landbevölkerung, vom Adel aufgestachelte, die Worte nachbeten: Die Deutschen sind Fremdlinge (cizinci) in unserem Lande, und der Statthalter, Markgraf Otto von Brandenburg, ist ihr Verweiser, nicht der unsere. Ein blutiger Krieg aller gegen alle entstand und nach Jahren erst wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Nie mehr aber schwand aus dem Gedächtnis der tschechischen Landbevölkerung der Glaube, daß die Deutschen doch nur Fremdlinge im Lande seien bis auf seine letzten Reste. Die Ueberlieferung der Jahrhunderte allein sollte vorsichtig machen in dem Urteil über die Wandlung der Dinge, die zur Zeit in Böhmen sich vorzubereiten beginnt nicht entfernt aber vollendet ist. Die Geschichte Böhmens ist überhaupt, wie die Geschichte kaum eines zweiten Landes, dazu angethan, vor voreiligem Sanguinismus zu warnen, und die Deutschen Böhmens selber haben an ihrem eigenen Leibe zu tausend Malen erfahren, wie übel ihnen die übergroße Hoffungsfreudigkeit mitgespielt hat, sei es, daß sie auf die Hilfe der Mutternation pochte, sei es, daß sie nach Wien schaute. Selbst ein Geschichtsschreiber, wie Dr. Ludwig Schlesinger in Prag, der seine umfangreiche Geschichte Böhmens mit dem trostreichen Ausblick abschließt: „Für die Erhaltung der deutschen Nationalität in Böhmen bürgt das jahrhundertlang festgehaltene Programm, die Freiheit des Bürgertums zu entwickeln, ebenso sehr wie der geistige und geographische Zusammenhang mit der Mutternation!“ selbst dieser Geschichtsschreiber muß in allen Hauptstücken der Entwicklungs-geschichte Böhmens vor der Vertrauensseligkeit warnen, die den Waffenstillstand gerne mit dem Frieden verwechselt.

Die Wiener Ausgleichsverhandlungen sind vorüber; vorüber ist der deutschböhmische Parteitag zu Teplitz, dem die Abgeordnetenkonferenzen zu Prag vorangegangen waren. Ein Verwunderliches ist geschehen, ohne Frage, und von zwei bestimmenden Gesichtspunkten aus ist die plötzlich veränderte politische Lage in Böhmen zu betrachten. Einmal von dem volkswirtschaftlichen Interesse, das für das Land Böhmens Geltung hat, und dann sind die wesentlichen Beziehungen ins Auge

* Einige Grundzüge habe ich aufzustellen versucht in „Die Arbeit und ihr Recht.“ S. 241 u. f.

zu fassen, die von Böhmen aus auf die Gesamtlage der österreichischen Reichshälfte zurückwirken. Wer die Provinzpresse Böhmens verfolgt und wer, wie der Schreiber dieser Betrachtung, Gelegenheit hatte, mit Deutschböhmern in der Zeit bitterster Erregung und jetzt in Verbindung getreten zu sein, der ist überrascht und verblüfft über den Stimmungswechsel im Volke, wie er sich unzweifelhaft vollzogen hat, seit den müden, nicht den ermatteten Kämpfern ein Friedensschimmer entgegenleuchtet. Die nationale Frage ist naturgemäß mit Wirtschafts- und Gesellschaftsfragen innig verknüpft. Der nationale Kampf der Massen gegeneinander hat in den zehn Fehdejahren in der Ara Taaffe Deutschen und Tschechen schwere Wunden geschlagen. Das wäre das Geringere, daß man in Stadt und Land sich gegenseitig miß, wo man auf einer Scholle sich zusammensand, aber man war zur Unerquicklichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse noch zu Opfern genötigt, die man im Lande kurzweg die „nationale Steuer“ nannte und die nicht unerheblich war. In Schulverhältnissen und Vereinsgründungen, in der Errichtung von Gesellschaftshäusern, in der materiellen Unterstützung von Ärzten, Rechtsanwälten und Lehrern, die der nationalen Agitation dienlich waren, in den großen Ausgaben, welchen die deutschen Bauern insbesondere und die Landwirtschaftsbezirke sich freiwillig unterzogen, als ihre Vertreter aus dem böhmischen Landeskulturrat schieben, was den ersten Anstoß zur Enthaltungspolitik der Deutschen gab, überall zeigten sich, dem kurzichtigsten Auge offenkundig, die Schäden, welche der Wirtschaftskrieg in der nationalen Reibung erzeugte. Der Deutschböhme ist opferwillig und zähe, er kann auch steifnackig und widerborstig werden, er ist aber vorwiegend nüchtern zumal dort, wo er reicher Industriethätigkeit und dem Handel ergeben ist. Seine Volkswesenheit ist darum trotz des alten Wortes unseres Liebesjägers Arndt, daß dem Tschechoslawen von allen „Slavonen“ am meisten Deutsches innewohne, in wichtigsten Punkten grundverschieden von der tschechischen Volkswesenheit, wie sie sich ausprägt in der jungtschechischen Bewegung mit ihrem Uberschwang nationaler Sehnsucht, mit ihrer Mischung von Gewalttätigkeit und rückwärtsgerandter Phantasie, mit ihrem demokratischen Nationalismus, den sie mitunter wie Gamins vortragen, und ihrer mystischen Begierde nach vergangener, altnationaler Größe. Zu den nüchtern-praktischen Erwägungen der Deutschen kommt der Stolz, durch ihren hartnäckigen Widerstand einen Anstoß dazu gegeben zu haben, daß die Krone selbst Veranlassung nahm, die Verbitterten wieder ausjöhnen zu wollen. Man kann diesen Stolz ehren und gewiß leicht begreifen, und müßte doch bedauern, wenn dieser Stolz eine Erschlaffung der Widerstandskraft zur Folge hätte und in die Selbsttäuschung einlullte, die überieht, daß das Ungeheim der Jungtschechen und nicht der passive Widerstand der Deutschen zunächst die Entschlüsse der Krone bestimmt habe. Daß die Machthaber in Österreich so wenig Tiefblick für die tschechische Volksseele bewiesen und bange überrascht waren, als die jungtschechische Begehrlichkeit alle Dämme des einheitlichen Österreichs durchbrach, das mußten die Deutschböhmern aus politischer Klugheit sich sicherlich zu nutze machen, sie durften und dürfen aber nicht ihr gerechtfertigtes Mißtrauen gegen die Völkerbeglückung Taaffes mit einem Schlag fallen lassen. Je weniger von festen Grundsätzen geleitet sich die Regierung zeigt, wie die Bestärkung bei Erkenntnis des jungtschechischen Wesens und die Verfolgung jungtschechischer Rundgebungen in den jüngsten Tagen beweisen, um so härter, um so entschlossener muß das Volk in Opposition auf der Wahrung seines Rechtsstandpunktes bestehen. Einen Sieg erfochten zu haben, bedeutet noch nicht viel, man muß auch consequent seine Ergebnisse verfolgen und ausnutzen können.

Für die innere Entwicklung im gesamten Österreich ist der eingetretene Waffenstillstand in Böhmen von großer symptomatischer Bedeutung, wenn man sich gleichfalls nicht von dem altösterreichischen Erbfehler, der leichten Hoffnungslosigkeit, leiten läßt. Herr von Plener, heute die bedeutendste politische Persönlichkeit der deutschen Linken im österreichischen Reichsrat, um

nicht das veraltete, mehr dem Herdenbewußtsein entsprechende Wort Führer zu gebrauchen, hat vor kurzem erst im Verein der Wiener Fortschrittsfreunde sehr richtig betont: „Sowie die Regierung eingesehen hat, daß die Haltung, die sie seit zehn Jahren den Deutschen Böhmens gegenüber eingenommen hat, verfehlt war, sowie sie gezwungen war, ihren Standpunkt aufzugeben, so muß auch eine ähnliche Wendung der übrigen Teile der inneren Politik eintreten, wenn eine dauernde Konsolidierung eintreten soll. Eine große politische Partei darf nicht die Hände in den Schoß legen, sondern muß stets auf der Hut sein und dahin streben, daß dieser erste Schritt eine Wendung der ganzen inneren Politik zur Folge habe.“ Plener ist eine skeptisch angelegte Natur, unter den Deutschösterreichern kommt er dem Begriff eines Realpolitikers vielleicht am nächsten. Er hat auf dem deutschböhmischen Parteitag die Verhärterung abgegeben, daß es den hochragenden Kreisen Österreichs erst um die Ausgleichsveruche zu thun sei. Seiner Versicherung ist gewiß Wert beizulegen und die Stimmen aus dem extrem-nationalen Lager in Reichenberg, im nordöstlichen Böhmen, die Herrn von Pleners Politik ehrgeizige Pläne unterlegen, dürften nicht allzuschwer ins Gewicht fallen. Man sagt Herrn v. Plener nach, er dürste nach der Ministerthätigkeit, und dies sein heißes Verlangen lasse ihn die Dinge mit größerem Optimismus anschauen, als sie in Wirklichkeit stünden. Sei dem, wie ihm sei, jedenfalls zeigt sich eine belagerte Unuldamsamkeit gegenüber den deutschen Dissidenten in Böhmen. Wenn sie auch unrecht haben, die Herren in und um Reichenberg, und in den Konzeptionen der Regierung keinen Gewinn erkennen wollen, so fest ist die Burg der Deutschen in Böhmen nicht, daß man widerstrebende Volksgenossen durch erbitterte Angriffe noch mehr zum grundsätzlichen Widerspruch reizen sollte.

Was erreicht wurde, ist in der That vorwiegend ideeller, moralischer Gewinn. Die einzelnen Punkte der Ausgleichsveruche sind in den Tagesblättern Gegenstand der Erörterung gewesen. Nicht, was geschehen ist, wäre das Bezeichnendste, sondern was man auf den anerkannten Grundlagen in Zukunft ausbauen kann. Die Abtrennung der Gerichtsprengel nach geschlossenen Sprachgebieten ist gleich einer der folgenschwersten Schritte, denn in ihm ist die Anerkennung ausgesprochen, die das tschechische Volk schon 1279 bestritt, daß es ein geschlossenes deutsches Sprachgebiet, eine deutsche Heimat, nicht eine Heimstätte für deutsche Fremdlinge, deutsche „Gäste“ gebe. Zwei Millionen Deutsche leben in Böhmen, und die vortrefflichen Ausführungen des Abgeordneten Dr. Herbst wie ein Blick auf die Sprachenkarte lehren, wie verhältnismäßig leicht die Abgrenzung der Bezirke erfolgen kann. Die Teilung des Prager Obergerichtes in einen deutschen und tschechischen Senat ist gleichfalls grundsätzlich wichtig, weil der deutsche Senat die Vorschläge betreffs Besetzung deutscher Richterstellen zu machen hätte und dadurch die Gefahr, die in der Zwangs-Sprachen-Verordnung liegt, einigermaßen behoben würde. Die Sprachen-Verordnung ist zwar nicht aufgehoben, aber indirekt ist zugestanden worden, daß man im geschlossenen deutschen Sprachgebiet sehr wohl mit der deutschen Sprache allein auskommen könne, während umgekehrt im tschechischen Sprachgebiet der höheren Verwaltungsstellen wegen, deren Amtssprache deutsch ist, die Kenntnis der deutschen Sprache notwendig bleibt. Auch die Erleichterungen in der Schulpflege können den Deutschen willkommen sein. Dagegen ist ein politischer Hauptgedanke noch völlig vom Kästel der Zukunft umschlossen, und das ist die neugeplante Einteilung der Kuriatvoten. Sie ist alten Ständeversammlungen entnommen und tauchte in der neuesten Geschichte nur in Gladstones Homerule-Bill in der Gestalt auf, daß dem irischen Großgrundbesitz eine ausschlaggebende Rolle zugebracht war. Für Böhmen brähe die neue Kurieinteilung das moderne Majoritätsprinzip. Den nationalen Kurien, der tschechischen und deutschen, würde die Großgrundbesitzergruppe als dritte zur Seite gestellt werden. Bisher wurde nach Stadt- und Landgemeinden gewählt und die Großgrundbesitzer entsandten ebenfalls eine bestimmte Anzahl von

Abgeordneten in den Landtag. Um den neuen Plan der Kuriatvoten zu verstehen, muß man dessen eingedenk sein, daß in den Landgemeinden die tschechischen Wahlbezirke stark überwiegen und daß durch die Verluste der Deutschen in den letzten Jahrzehnten, durch Slavifizierung von Kleinstädten, auch in den städtischen Wahlbezirken immer eine Majorisierung der Deutschen droht. Wo nun nationale Parteien, wie im böhmischen Landtag, aufeinanderstoßen, da führt das Majoritätsprinzip in seiner schroffen Form zur rücksichtslosen Unterdrückung der nationalen Minderheit. Dem soll die Kurie des Großgrundbesitzes, die als Kompromißlandtag zwischen einem Deutschen und einem tschechischen gedacht ist, abhelfen. Mehr der Notwendigkeit als dem eigenen Trieb folgend, fügt man sich also in Vertrauen dem Großgrundbesitz, wiewohl gerade er in Böhmens Geschichte stets besetzt vom rücksichtslosesten Eigennutz aufgetreten ist. Darum ist es gerade dieser politische Punkt in den Ausgleichsverträgen, der mit kaum beschwichtigtem Mißbehagen in der Bevölkerung Deutschböhmens heruntergewirgt wird und der unter den Jungtschechen auf den heftigsten, offen geäußerten Widerspruch stößt.

So bleiben überall schwere und bange Zukunftsfragen offen; und wenn die Krone, wenn die Regierung, wenn der Großgrundbesitz der ehrliehen Einsicht von der Notwendigkeit eines einheitlichen Österreich folgten und wirklich Sonne und Wind unter Slaven und Deutschen Österreichs gerecht verteilen, noch immer müßten die Deutschen in unseren Tagen wirtschaftlichen Kreuzungen verschiedenster Art, hin und her flutender Industrie- und Arbeiterbewegungen mit voller Spannkraft ihren nationalen Besitzstand wahren. Noch immer müßten sie bedacht sein, daß nur mannhaftes Selbstbewußtsein ohne chauvinistische Ueberhebung Achtung abringe. Sie dürfen nicht als Fremde behandeln wollen, die sie mit Zug Jahre hindurch als Gegner erkannt haben; und selbst in so kleinen Zügen müßten sie stärkeren Stolz bewahren und nicht um die Vermittelung des Grafen Taaffe ansuchen, wenn sie dem Monarchen für seine Initiative danken wollen, wie sie es am deutschböhmischem Parteitag gethan haben. Ein Volk soll nicht diplomatisieren wollen. Man horcht in Deutsch-Österreich mit feinfühligem Ohr und empfindlichem Herzen auf den Wiederhall, den das Kämpfen und Streben Deutsch-Österreichs in Deutschland findet; der Wiederhall wird um so wärmer, um so kräftiger klingen, je klüger, je regamer und ausdauernder der Bruderstamm in Österreich treue Wache und scharfen Lugen aus hält.

„Auf' Ida.“

Hamburger Skizze von Ilse Frapan.

(Schluß.)

Und nun kamen sie alle zwei nicht wieder, und Trina, die „man eben mal en Gratulatschonskarte“ hatte einstecken wollen, war in dieser Angelegenheit jetzt schon eine Stunde abwesend, obgleich der Briefkasten gleich an der Ecke war, und auch noch die Apfelsüßen geholt werden mußten. Und nun, es war doch wie verhext, kam plötzlich ein Käufer nach dem andern. Und jeder hatte große Eile, und jeder fragte: „Sind Sie heut ganz allein?“ und jeder zog auf die Bejahung dieser Frage ein langes Gesicht und meinte, das wäre doch „komisch“ am Sylvesterabend, wo die meisten Karpfen verkauft würden. Fran-Wobbe wurde es so heiß, sie mußte das Kopfstück abwerfen, sie that sogar den „Seelenwärmer“ herunter, damit sie sich schneller drehen und wenden könne. Sie nahm all ihre Kraft zusammen, um jeden Fisch mit einem Schlag zu töten; aber einmal schlug sie fehl und quetschte sich den linken Daumen, und ein großer Karpfen biß sie in die

Hand, daß das Blut herunterließ. Ja, das hilft nicht, dazu darf man kein böses Gesicht machen! Dafür ist man eine Geschäftsrau. Aber sie konnte es doch nicht unterlassen, ängstlich nach der Thür zu sehen unter dem atemlosen Bedienen, und — lieber Gott, das fehlte noch, — jetzt stehen soviel Leute da, und die Karpfen sind fast alle! — Wenn Christian nicht bald kommt und Nachschub bringt, dann kann sie nur den Laden zumachen! Na, an den Sylvesterabend will sie denken! — Jetzt! Ein Stein fällt ihr vom Herzen, — „Krischan, bist Du dar?“ Ja, da ist er, und draußen ist Klaus mit sechs Kufen voll Karpfen. Gott sei Dank! Sie winkt ihm mit den Augen zu; er hat auch schon die Schürze um und springt umher in seinen großen Wasserjesseln und vertröstet die Wartenden und fischt aus den Kübeln und schlägt tot und wägt und wickelt ein; das geht ihm anders von der Hand als ihr. Aber sie wundert sich, soviel ihr das Gewühl rundum Zeit läßt, daß er sich so wenig über das gute Geschäft zu freuen scheint. „Was hat er denn in wieder in'n Kieker?“ denkt die Frau, und plötzlich steigt es ihr in den Hals, und sie sagt zu ihm hinüber: „Hast Du die Lüttje nich mitgebracht?“ Er sieht aber ganz abwesend aus, er scheint nicht gehört zu haben. Nein, denkt sie, die Kleine ist es nicht, er hat was anderes im Kopf. Aber wo bleibt denn das Kind? „Idda wollt' Dir entgegengehn nach'm Schuppen.“ Er steht zufällig eben neben ihr, hat sie aber wohl gar nicht gesehen, denn er fährt zusammen und fragt: „Nach'm Schuppen? Was soll denn das heißen?“ Hat der Mann getrunken? Die Kleine läuft ihm ja sonst überall nach. „Na, sie wird wohl bald kommen, Krischan,“ sagt sie beruhigend, denn sie sieht, daß er jetzt immer nach der Thür guckt. Da nun ein neuer Kübel heringebracht werden soll, benützt er die Gelegenheit, sich ein bißchen draußen umzusehen.

„Gut Abend, Wobbe,“ sagt eine Nachbarin und drängt sich an ihn heran. „Nehmen Sie man Ihr Idda in acht, ich wollt' es drinnen nich sagen wegen Ihre Frau; aber es is eben wieder eine ertrunken.“

„Ertrunken? Wer? Wann?“ Wobbe greift sich mit der nassen Hand nach dem Kopf.

„Auf die Aßter, 'n lüttje Deern,“ flüstert die Frau, „ich hör' man, daß Ihre Kleine noch nich zu Haus is.“

„Krieg ich bald, Herr Wobbe?“ ruft ein Dienstmädchen, das ihm auf die Straße gefolgt ist, und zapft ihm am Ärmel. „Min Olsch ward dull, wenn id nich wedder kam, un id heu all so'n kolle Fäut.“ Von der andern Seite hält ihm Trina einen großen zappelnden Fisch vor die Nase: „Herr, de Snicder seggt, dat is keen Karpfen, dat is 'n Blöhen! Kann dat nu woll angahn?“

Dem Wobbe stehen die Schweißtropfen auf der Stirn, wie er wieder zurückkehrt. Die dunkelgeringelten Augen seiner kränklichen Frau bohren sich in sein Gesicht: Ida? „Sie wird bei Swartaus sein,“ wirft er so hin. Die Frau nickt. „Ja, dat wör möglich, do ward hüt de Dammnbom plümmert.“

Und immer mehr Kunden drängen sich herein, und immer eifriger plaudert der Mann: „Ja, mein werter Herr Nachbar, gewiß sind sie frisch; sehen Sie woll? Ganz springlabendig! Nehmen Sie lieber große oder kleine, Madam? Große, ganz recht, sonst hat man so viel Swänze. Und Sie, Fräulein? Lieber drei kleine? Sie haben den richtigen Gustus, die kleinen

smacken feiner! Dree Pund, oll Fründ? Kamt Se damit ut? Dree Pund auf'n Prid!¹ Ja, ich hab das all so in'n Griff, wissen Sie, meine zwei Hände sind so gut als 'n Wagschale! Süh jo, drei schöne Mittelstücken aus jeden! Und nu da 'n büschen Essig über, denn soll'n Sie mal sehn, wie die blau werden! — Geht hild her? Freut uns, is Geschäft! Soll so sein! Uns wird's so leicht nicht zu —“ er bricht ab und läßt einen Augenblick die Hände ruhen; es ist eben ein kleines Mädchchen in die Thür gekommen. — Er meint, die Frau habe ihn gerufen, läßt alles liegen, geht zu ihr hin und flüstert mit beklemmtem Atem: „Wat seggst Du?“ Die Frau starrt ihn an, ohne zu antworten. Es wird ihr plötzlich zu viel, das Gedränge und Gerede und das Licht und selbst ihr Mann, der mit den aufgekempten Ärmeln und den beschmierten Händen dasteht und spricht wie im Fieber. Sie muß hinüber zu Schwartzaus, aus dem vollen Laden, wo sie so nötig ist. Sie sagt im Hinausgehen: „Ich kam gliek wedder;“ aber er hört nicht, er arbeitet wie eine Maschine. Wie sie die Treppe hinaufschleicht, muß sie weinen über ihren Mann. So ist er doch sonst nicht. Ein kleiner rötlicher Strahl von der Straßenlaterne draussen fällt über die Stube, wo der Schrank steht, und plötzlich springt sie zurück und schreit laut! Das Kind liegt ja da in seinem Bett, da vor ihr, aber weiß und still, wie ein totes! „Kind, büßt Du all dar?“ Sie geht zitternd auf das Bett zu; aber es antwortet nichts, und sie langt mit un schlüssigen Fingern nach dem weißen Gesicht. Dann thut sie einen langen Atemzug — es ist ja nur 's das zusammengerolltes Nachjtäckchen! Wie sollte denn das Kind auch so still hier heraufgekommen sein? Aber sie muß niedersitzen, denn sie bebt über und über. „Wenn dat man nix to bedüden hett,“ murmelt sie und hört zusammenfahrend die Uhr halb neun schlagen. Sie reißt Hut und Mantel aus dem Schrank; ach, das ist ja ihr Sommerhut! Na, das ist einerlei heute abend, wenn das Kind nur bei Schwartzaus ist.

Das Geschäft geht fort, und nun ist der Mann allein, denn Trinas Hilfe ist kaum zu rechnen. Es ist, um sich zu zerreißen. Er sagt auch nur noch das Notdürftigste, und um ihn furt es und summt es: „Ja, was ich Ihnen sag, allens weggeschwommen, und allens mit Rege und Stangen und Eimers dahinterher! 'n Hallo war das, nicht zu glauben! Und unter das Eis kriegt man sie ja nicht wieder! Einige sagen zwar, das war'n man all so'n halbtote, die kommen doch nicht weit; aber 'n großen Schaden ist es doch für Bornemann. — Herr Wobbe, is Ihnen nicht gut? Soll ich Ihnen 'n kleinen Schnaps holen? Und watt ich seggen wull, 'n lüttje Deern soll ja dabei ertrunken sein, sagen sie, die erste, die da was von gemerkt hat.“

Und nun ein allgemeiner Schrei: „Herrjes, Herr Wobbe!“ — Der Fischhändler hat sich den Goldfischhafen von der Doonbank über den Leib gerissen, an dem er sich im Umsinken hatte halten wollen. Zwei Nachbarn sind ihm beigeprungen, und nun sitzt er mit verglasten Augen auf dem Haublock, und neben ihm steht Trina und trocknet ihm mit seiner Schürze das Gesicht ab, das von Wasser trieft und auch von Blut, denn die Glasplitter haben ihm die Wade zerschnitten, und schreit und heult fortwährend: „Unf! Ida is noch nich to Hus, wenn dat man nich unf! Ida is!“

¹ Auf ein Haar.

Da vor der Thür Wagengeroll, und die Thür wird langsam aufgemacht mit der ernsthaften Frage: „Wohnt hier der Amtsfischer Wobbe?“

„Da bringen sie sie all,“¹ murmeln die Leute und drängen sich zusammen, um Platz zu machen.

Ein Mann trägt etwas herein, das in einen großen dunkeln Shawl gewickelt ist. Wobbe springt mit gerungenen Händen von seinem Sitz auf: „Min Kind!“

Da thut sich der Shawl etwas auseinander, und eine kleine weiße Nasenspiße wird sichtbar, und eine schwache Stimme sagt: „Ich bin 'n büschen in' Wasser gefallen, Papa; sei man nich böse!“

So schwach die Stimme war, Frau Wobbe muß sie auf der Straße gehört haben, denn da ist sie, Mantel und Hut hinter sich herschleifend, stöhnend und lachend: „Kind, Kind, wat maßt Du mi for Kummer!“ Wobbe aber steht scheu von weitem, als sei es noch nicht Wahrheit, als dürfe er die Gerettete nicht anrühren.

„Sei man nicht böse, Papa,“ sagt die Stimme wieder, „ich kommt' ja doch nicht leiden, daß Bornemann all seine Karpfen wegschwimmen, und da bin ich auf dem alten Eis 'n büschen ausgeglitscht.“

Die Leute stehen und wischen sich die Augen: sie hätten nicht geglaubt, daß ein Mann so weinen kann, und diesem rotbäckigen, fidele Wobbe hätten sie es gewiß nicht zugetraut. Er schluchzt wie ein kleines Kind, streckt immer die Arme nach seiner Tochter aus und geht doch nicht näher. Die Frau ist lange nicht so außer sich, die schreit nur nach Trina und „Theekessel aufsetzen!“ und „Warmflasche füllen!“ und guckt das Kind nicht mal an; ja, der eine nimmt es schwer, der andere weniger.

„Wie das wohl bloß zugegangen is?“ fragt jemand Lührs, der die Kleine hergebracht hat. Wobbe wendet sich um und guckt auf den Boden.

Der andere zuckt die Achseln: „Es war ja woll alles morich in dem alten Fischkasten, es scheint ja woll, daß die Matten alles durchgenagt haben, die Kleine hat es zuerst bemerkt.“

Ida steckt den Kopf aus dem Shawl: „Ich geh da rum und such Papa, und da is unser Schuppen zugeschlossen, aber Bornemanns nebenan is offen, und der große Kasten auch, und wie ich so reinkuck, merk' ich mit eins, daß all die Karpfen so runtergehn und nach einer Stelle hin, und daß sie immer weniger werden, und da hab' ich um Hilfe geschrien und 'n Ketscher von der Wand genommen. Und Lührs kommt' mich gern runtersetzen, wenn ich man nich Frau Lührs ihr Kleid an hätt', was mir natürlich 'n halbe Meile zu lang is.“

„Und all die Karpfen sind weg?“ fragt jemand.

Lührs schüttelt bedächtig den Kopf: „Ich denk', wir kriegen woll das meiste wieder, wenn das Eis auf ist, — so was fällt da woll mal bei vor, und unser Geschäft kann da ja gottlob auf stehen.“

Der Fischhändler hat endlich sein Kind in die Arme genommen und trägt es in die gewärmten Kissen. Aber er zittert noch immer, wie er nun vor dem Bette sitzt und 's das Händchen hält. Sein ganzes Gesicht ist eine Selbstanklage, ein heiliges Versprechen. Auch er wird diesen Sylvesterabend nicht vergessen.

¹ Schon.

Zum Jubiläum einer chemischen Theorie.

von Dr. Robert Henriques.

Die Deutsche chemische Gesellschaft, unser größter Fachverein nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb Deutschlands, rüstet sich, am 11. März ein Jubiläum eigener Art zu begehen. Nicht das zum sechzigsten, siebzigsten oder gar achtzigsten Male wiederkehrende Wiegenfest eines der Großen im Reich der Chemie gilt es zu feiern, nicht den Jahrestag, da der Träger eines später berühmt gewordenen Namens den Doktorhut empfing, oder an dem eine ruhmreiche Dozentenlaufbahn ihren Anfang nahm, nein, der Jubilar ist überhaupt keine Person, wenn auch der zu Feierende noch in voller Rüstigkeit unter uns wirkt, der eigentliche Jubilar aber ist nicht mehr und nicht weniger als — eine Hypothese.

Zu Anfang dieses Jahres sind 25 Jahre verfloßen, seit der berühmte Lehrer der Chemie in Bonn, Friedrich August Kekulé, erstmalig seine Ansichten über die Konstitution der sogenannten aromatischen Substanzen bekannt gab, deren wesentlichen Inhalt man unter dem Namen der K'schen Benzoltheorie zusammenzufassen pflegt. Im Jahre 1865 in französischer Sprache veröffentlicht (K. war damals noch Professor in Gent) erschien diese Arbeit erst im folgenden Jahre in der deutschen Muttersprache und erregte gleich von vornherein ein gegredetes Aufsehen.

Nicht als ob die neue Theorie sofort alle oder doch die meisten Chemiker überzeugt hätte, im Gegenteil, lange und hart genug hat sie um ihre Anerkennung streiten müssen, gleich zäh verteidigt von ihren Freunden, wie bekämpft von den Gegnern; aber gerade dieser Streit, der ihr Ansehen immer mehr festigte, war die Quelle überraschender Fortschritte und reicher sowohl wissenschaftlicher wie praktischer Ausbeute. Warf die neue Hypothese ein überraschendes Licht auf eine ganze Reihe bereits bekannter Thatsachen, erlaubte sie, eine Unmenge von Einzelbeobachtungen von einem Gesichtspunkte aus zu erklären, so stellte sie andererseits dem Scharfsinn und der Fündigkeit der Chemiker stets neue Aufgaben und wirkte so für lange Jahre hinaus, ja bis auf den heutigen Tag befruchtend und segensbringend für unsere ganze Wissenschaft. Das ist es ja aber gerade, was das Wesen einer jeden gefunden und bedeutenden Hypothese ausmacht. Eine solche will sich nicht als absolute Wahrheit geben, denn nur da stellt sie sich ein, wo ein mathematischer Beweis unmöglich erscheint; sie soll vielmehr einerseits alle vorhandenen Thatsachen besser als jede andere Annahme erklären können, andererseits zu praktischen Resultaten und Fortschritten den Anlaß geben. Und wahrlich, reichlich entsprochen hat Kekulé's geniale Theorie diesen Ansprüchen. War die Klasse der aromatischen Substanzen bis zum Jahre 1865 dem neu entstandenen Villenviertel an der Grenze der Großstadt zu vergleichen — hier und da ein Haus, ein Garten, dann wieder mitten in der Einsamkeit eine ganze Straße, die sich ihrerseits bald verliert — so dürfen wir heute von ihr als von einer wohlausgebauten und immer noch weiter wachsenden Centrale reden, durchströmt von mächtig flutendem und doch genau geregeltem Leben. Aber nicht nur zu wissenschaftlichen Fortschritten hat sie den Anlaß gegeben, auch die Technik verdankt ihr reichliche Förderung, und nicht umsonst ist es, daß der Gedanke einer Kekuléfeier zuerst im Kreise der Anilinfarb-fabrikanten aufgetaucht ist.

Wenn ich es nun unternehmen will, das Wesen dieser fundamentalen Theorie dem Verständnis eines größeren Publikums näher zu bringen, so geschieht das nicht ohne einiges Bangen. Darf schon die graue Theorie der Wissenschaft an und für sich nicht auf große Aufmerksamkeit und Geduld des Laien rechnen, so gehören speziell die Grundzüge unserer chemischen Anschauungen leider noch bei weitem nicht zum eisernen Wissensfond der Gebildeten. Es ist aber nötig, auf diese Grundlagen zu setzen, will man Kekulé's Ansichten über die

Konstitution des Benzols und seiner Derivate auch nur oberflächlich verstehen. So muß ich denn ziemlich weit ausholen, um ein solches Verständnis anzubahnen.

Als Atome bezeichnen wir bekanntlich die kleinsten, nicht weiter teilbaren Massenteilchen der chemisch einfachen Grundstoffe. Zu der Annahme solcher Atome nötigte die Beobachtung, daß die Vereinigung der Elemente zu neuen, zusammengesetzten Körpern stets nach bestimmten Gewichtsverhältnissen, den sogenannten Mischungsgewichten, stattfindet. Die absolute Größe der Atome nun kennen wir nicht, wohl aber können wir bestimmen, wie sich die Größe der verschiedenen Atome zu einander verhält. Man hat deshalb das kleinste aller Atome, dasjenige des Wasserstoffes, als Einheit genommen und bezeichnet als Atomgewicht diejenige Zahl, welche angiebt, das wievielfache die kleinsten Teile der einzelnen Elemente von demjenigen des Wasserstoffes betragen. Diese Gewichte bezeichnet man mit den Anfangsbuchstaben der lateinischen Namen der Elemente, also beispielsweise H für Wasserstoff (hydrogenium), O für Sauerstoff (oxygenium), N für Stickstoff (nitrogenium) und C für Kohlenstoff (carbo). Die kleinsten Teile der zusammengesetzten Stoffe aber, die sich durch Vereinigung der Atome bilden, bezeichnet man als Moleküle.

Man sah nun bald, daß die einzelnen Atome eine ganz verschiedene Anzahl fremder Atome zu binden im stande waren. So verbindet sich ein Atom Chlor (Cl) mit einem und nur mit einem Atom Wasserstoff zu einem Molekül Chlorwasserstoff oder Salzsäure, der man aus selbstverständlichen Gründen die Formel HCl beilegt. Der Sauerstoff hingegen vermag sich mit zwei Atomen Wasserstoff zum Wasser (H₂O) zu vereinigen, der Stickstoff bildet mit drei Atomen Wasserstoff das Ammoniak (H₃N) und der Kohlenstoff mit vier Atomen Wasserstoff das Grubengas (H₄C). Man nennt solche Atome wie das Chlor und den Wasserstoff ein-, solche wie den Sauerstoff zweiwertig, bezeichnet ferner den Stickstoff als dreiwertiges und den Kohlenstoff als vierwertiges Element, und redet im allgemeinen von der Anzahl von „Valenzen,“ die einem Element eigen sind. Eine Verbindung aber ist nur dann existenzfähig, wenn sämtliche Valenzen der in ihr enthaltenen Atome zur Wirkung gekommen, „gesättigt“ sind.*

Nun ist es aber keineswegs nötig, daß beispielsweise die vier Valenzen des Kohlenstoffes auch durch vier einwertige Atome etwa des Wasserstoffes gesättigt seien; ihre Stelle können ebenso gut zwei zweiwertige Atome, wie Sauerstoff, oder ein dreiwertiges und ein einwertiges, wie Stickstoff und Wasserstoff, vertreten. So entstehen Körper von den Formeln CO₂ (Kohlensäure) und CNH (Blausäure). Ja noch weiter: es kann auch, um auf das bereits erwähnte Grubengas zurückzugehen, in diesem, während drei Valenzen des Kohlenstoffes durch Wasserstoff ersetzt bleiben, die vierte durch ein zweiwertiges Element, sagen wir Sauerstoff, vertreten sein, dessen zweite freie Valenz ihrerseits durch ein einwertiges Element, wie Wasserstoff, gebunden wird. So würde ein Körper von der Formel H₂COH (Holzgeist) entstehen. Ebenso kann natürlich auch ein Kohlenstoffatom vermittelt einer Valenz an ein zweites Kohlenstoffatom gebunden sein, während die drei anderen Valenzen jedes dieser Atome anderweitig gesättigt sind. Man sieht leicht ein, daß es so möglich sein muß, eine beliebig große Zahl von Atomen verschiedener Wertigkeit zu Molekülen beliebiger Größe aneinanderzufetten. In der That entspricht das Bild der Kette am klarsten den thatsächlichen Verhältnissen, der Kette, deren einzelne Glieder die verschiedensten Atome bilden können. Jedes derselben haftet am anderen, und kein Glied kann gelöst werden, ohne daß die ganze Kette zerfällt. Dabei stellen die einwertigen Atome die endständigen Kettenglieder vor, welche gleichsam nur mit einem Haken versehen sind und daher nur mit einem einzigen anderen Gliede vereinigt werden können. Ist dies eine Glied ebenfalls ein einwertiges Atom, so hört die

* Auf die wenigen Fälle einzugehen, in denen unsere Theorie noch ungeklärte Affinitäten annimmt, verjage ich mir bei dieser möglichst einfach zu haltenden Schilderung.

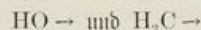
Kette, wie im Beispiel des HCl, damit auf, denn es fehlt die Möglichkeit, ein drittes Glied hinzuzufügen. Ist aber das zweite Atom zweiwertig, so kann seine zweite Valenz als Hafen dienen, an den sich ein neues Glied anschließt, während ein dreiwertiges Element zwei, ein vierwertiges drei freie Angriffspunkte für neue Glieder bietet.

Auch graphisch trägt man dieser Anschauung Rechnung, indem man zwei Atome, die mit einer ihrer Valenzen zusammenhängen, durch einen, solche, die mit zwei Valenzen aneinander gekettet sind, durch zwei Striche u. s. w. im Formelbild verbindet. Unsere früher aufgestellten Formeln würden hiernach das Ansehen gewinnen:

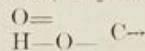


Für solche einfach zusammengesetzte Verbindungen allerdings wäre eine derartige, dem Gesetz der Atomverketzung sich anschließende Darstellungsweise kaum vonnöten gewesen, wohl aber hat sie sich von unendlichem Vorteil erwiesen, als es galt, Ordnung und Klarheit in das ungeheure Gebiet zu bringen, das wir als die organische Chemie zu bezeichnen uns gewöhnt haben, und das nichts anderes als die Chemie der Kohlenstoffverbindungen umfaßt. In der That ist es hier gelungen, selbst die kompliziertesten Stoffe, die größten Moleküle in allerdings mannigfach verzweigte und verästelte Ketten aufzulösen, deren einzelne Glieder wir nicht nur kennen, sondern von denen wir auch die gegenseitige Stellung der Glieder zu einander aufs genaueste bestimmen können.

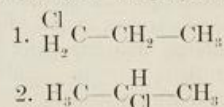
Und noch eine andere Ausdrucksweise hat sich hier als vorteilhaft erwiesen. Wenn eine Valenz des Sauerstoffs, wenn drei Valenzen des Kohlenstoffs durch Wasserstoffatome gesättigt sind, so ist, wie das schon auseinandergesetzt wurde, noch eine freie Valenz vorhanden, die wieder an beliebige Atomgruppen sich binden kann. Diese Kombinationen



verhalten sich also genau wie ein einfaches einwertiges Atom, etwa H \rightarrow . Man hat ihnen deshalb auch eigene Namen gegeben und bezeichnet die einwertige HO-Gruppe als Hydroxyl, die einwertige H₃C-Gruppe als Methyl. Ebenso nennt man die einwertige H₂N-Gruppe die Amidogruppe und bezeichnet die häufig sich vorfindende einwertige Gruppe COOH als Carboxylgruppe. Nach der oben erörterten Schreibweise auseinander gezogen würde dieser letztere Komplex zu schreiben sein:



Beruchen wir es nun einmal, die Formel eines Körpers C₂H₅Cl auf ähnliche Weise aufzulösen, seine „Struktur“ oder „Konstitution,“ wie man sagt, zu ergründen. Wir werden leicht einsehen, daß hier zwei Möglichkeiten vorliegen:



Eine dritte Strukturformel aber ist unmöglich, es sind eben nur diese beiden Fälle denkbar, daß das Cl-Atom an ein endständiges oder an das mittlere Kohlenstoffatom gekettet ist. Diesen beiden Formeln aber müßten zwei verschiedene Körper entsprechen. Das ist auch in der That der Fall, und zwar

ist man in der Lage, mit voller Sicherheit zu bestimmen, welchem Körper die Formel 1, welchem die Formel 2 zukommt. Solche Substanzen, die bei gleicher Bruttoformel eine verschiedene Struktur haben, nennt man Isomere; ihre mögliche Zahl muß um so größer sein, je größer das Molekül ist und je mehr verschiedene Elemente in ihm enthalten sind. Niemals vergessen freilich darf man, daß solche Formelbilder, wie wir sie nun kennen gelernt haben, eben nur Bilder sind und sein sollen, die zwar den thatsächlich vorhandenen Verhältnissen nach allen Richtungen hin Rechnung tragen, uns aber nichts über den wahren Grund aussagen, der so Atom an Atom haften läßt, mag dieser Grund in der gegenseitigen Anziehung der kleinsten Teile oder in anderen Naturgesetzen zu suchen sein. Hier endet einstweilen unsere Kenntnis, und wer weiß, ob es überhaupt je gelingen wird, das Wesen der Atome und ihrer Wechselbeziehungen in seiner ganzen Tiefe zu erfassen.

Unter den komplizierteren organischen Verbindungen nun hat man frühzeitig eine große Gruppe kennen gelernt, an deren Zusammengehörigkeit seit Mitscherlichs klassischer Arbeit über das Benzin kaum ein Zweifel bleiben konnte, die Klasse der aromatischen Verbindungen. Aus ihnen allen — und sie zählen nachgerade nach Tausenden und aber Tausenden — gelangt es, auf einfachere oder kompliziertere Weise eine Gruppe von sechs Kohlenstoffatomen, verbunden mit sechs Wasserstoffatomen, abzuspalten, eine Gruppe, die allen Versuchen, sie in ähnlicher Weise zu zerlegen, wie dies bei anderen Kohlenstoffketten möglich ist, einen zähen Widerstand entgegensetzt. Der Körper, der so aus sechs Kohlenstoff- und sechs Wasserstoffatomen sich zusammensetzt, dem also die Formel C₆H₆ zukommt, ist das Benzin oder Benzol, als Fleckenreinigungsmittel mannigfach bekannt. Welche Konstitution ist nun dem Benzol eigen? Die Aufgabe scheint auf den ersten Blick bei der enormen Anzahl möglicher Atomgruppierungen, denkbarer Isomeren fast unlösbar. Hier ist es, wo die Kekulé'sche Hypothese einsetzt, die mit geschickter Benutzung schon damals bekannter Thatsachen und mit bewundernswert divinatorischer Voraussicht später klargelegter Verhältnisse unter allen Formelbildern eins herausgegriffen hat, das allein allen bekannten Thatsachen zu entsprechen vermag. Danach besteht das Benzol aus sechs gleichartigen Atompaaren CH, die eine ringförmige, in sich zurücklaufende Kette bilden. Von den vier Valenzen der einzelnen Kohlenstoffatome ist somit eine durch Wasserstoff gesättigt, während zwei weitere mit den beiden benachbarten Kohlenstoffatomen in Bindung stehen. Um auch die vierte Valenz zur Geltung kommen zu lassen, nimmt Kekulé (hier allerdings nicht ohne Widerspruch) an, daß je zwei CH-Gruppen abwechselnd in einfacher und in doppelter Bindung sich befinden. Drückt man das Gesagte bildlich aus, so kommt man auf die Form des regulären Sechsecks, dessen Ecken eben die Atomgruppen CH einnehmen:



Wer je auch nur einen Blick in ein chemisches Journal geworfen hat, der wird diesem Schema, dem bekannten Benzolsechseck, immer und immer wieder begegnet sein. Seine ganze Bedeutung aber wird nur der ermessen können, der die Chemie des letzten Jahrzehnts mit- oder nacherlebt hat. In einem zweiten Artikel will ich es versuchen, auch dem Fernerstehenden die Fragen, die die Kekulé'sche Hypothese gelöst oder aufgeworfen hat, etwas näher zu rücken.

(Schluß folgt.)

Geheimnisse der Spiritisten.

Von
Hildegard Nilson.

III.

Der spiritistische Tischler. — Das kleine Lotto.

Ströhling und Sommer des Jahres 1880 verbrachten wir größtenteils im nördlichen Böhmen. Es war eine Leidenszeit, und weder das gute Wetter, noch die herrliche Gegend vermochte uns vollständig über die Prosa der schlechten Geschäfte zu trösten. Wie ein böser Engel verfolgte uns der neue Amtsrichter von D... mit allerlei behördlichen Anfragen und Chicanen; uns konnte nur das stolze Gefühl aufrecht halten, daß sein Haß nicht unseren Personen galt, sondern der spiritistischen Wissenschaft, in deren Dienste wir thätig waren.

Nach Reichenberg hatten uns verschiedene ernste Gründe hingejogen; der Reichtum dieser angesehenen Fabrikstadt und daneben die Existenz eines der größten und ältesten Spiritistenvereine ließen uns für unsere Klasse das Beste hoffen. Und jenseits der Grenze hofften wir der kleinlichen Plackerei der preussischen Behörden entzweien zu sein. In Reichenberg wirkte aber auch der hervorragende Industrielle, aus dessen Werkstatt mein liebes Schreibtiſchchen hervorgegangen war; wir wußten aus unserer Fachzeitschriften, daß der Umsatz in seinem Geschäft sehr groß war, und Eduard hatte den unklaren Wunsch, mit diesem Manne in Geschäftsverbindung zu treten. Es sei gewiß ein eingefleischter Spiritist und werde uns darum leicht reinfallen. Eduard drückte sich öfter als mir lieb war in so ungebildeter Weise aus.

Eine Enttäuschung folgte auf die andere. Die Grenze schützte uns, wie gesagt, nicht vor der Bosheit des Amtsrichters, und Reichenberg erwies sich lange nicht so ergiebig, wie die Umstände hatten erwarten lassen. Im Spiritistenverein überwogen damals die inlauteren Elemente, welche entweder nur Alk suchten und dafür nicht viel ausgeben wollten, oder welche gar selbst auf den spiritistischen Erwerb angewiesen waren und dadurch die besseren Elemente vertrieben hatten. Wir wurden von den einen mit spöttischen Huldigungen, von den anderen mit offenem Konkurrenzneid empfangen. Als wir die ärztliche Praxis beginnen wollten, drohte ein spiritistischer Bruder sogar mit einer Anzeige bei der Polizei. Er war uns nachher, als ihm für jeden Patienten fünfzig Kreuzer zugesichert worden waren, recht nützlich; aber weder in Reichenberg noch in den anderen böhmischen Ortschaften kam ein rechter Zug in die Sache. Ich weiß nicht, woran es lag. Der Doktor meinte, die Leute hätten die höhere Bildung nicht und gäben darum so wenig auf klassische Autoritäten, ich glaube aber, es lag an uns selbst, weil wir durch die Katastrophe in D... nervös geworden waren und an zuversichtlichem Auftreten eingebüßt hatten. Dazu kam, daß der Doktor in seiner übertriebenen Angst vor einer Verhaftung den Schauplatz unseres Wirkens jedesmal allzusehnell verließ. Ich konnte mich sogar einer bangen Ahnung über sein Vorleben nicht verschließen. Soviel war gewiß, daß wir in Nord-Böhmen zur Not unsere Geschäftskosten und unser bißchen Leben herauszuschlagen, daß aber unsere schleisschen Ersparnisse dabei nicht vermehrt wurden.

Auch der spiritistische Tischler war eine Enttäuschung; aber es kam doch zu einer geschäftlichen Verbindung, welche uns eine Zeitlang wertvolle Nebeneinnahmen verschaffte, am Ende jedoch den Ruin unseres ganzen Unternehmens zur Folge haben sollte. Bevor ich jedoch auf diese neue Wendung auf den verschlungenen Pfaden meines Geschickes eingehe, möchte ich den geneigten Lesern mitteilen, was ich über den Tischlermeister Bilek und über seine spiritistische Fabrik in Erfahrung gebracht habe.

Bilek war Geselle bei einem Sargtischler gewesen, als im Jahre 1859 der Krieg ausbrach und er aus Angst vor der

Rekrutierung nach Amerika ging. Dort ernährte er sich ganz gut, größtenteils mit dem gelernten Handwerk, und sah sich übrigens den Weltlauf an. Ein Zufall schaffte ihm Arbeit in einer Fabrik, wo allerlei spiritistische Möbel massenhaft für die ganze Welt gearbeitet wurden. Er bemerkte bald, ein wie einträgliches Geschäft das war, und sah mit Schmerz, daß gerade Europa diese amerikanischen Erzeugnisse am häufigsten brauchte und am teuersten bezahlte. Da es ihm um dieselbe Zeit möglich wurde, ohne Furcht vor Bestrafung in die Heimat zurückzukehren, kaufte er für einen Teil seiner Barschaft die leichten amerikanischen Hölzer, welche für spiritistische Möbel wünschenswert sind, schrieb an einem freien Sonntage aus den Geschäftsbüchern des Chefs die Adressen von dessen deutschen und österreichischen Kunden ab und reiste mit der nächsten Post über Hamburg nach Böhmen. Schon auf dem Wege durch das Deutsche Reich knüpfte er Handelsbeziehungen an und hatte jetzt — sechs Jahre nach seiner Rückkunft — einen Umsatz von jährlich 3—4000 Tischchen und einen Reingewinn von über 10000 Gulden jährlich. Der Form wegen und weil man ihn in Reichenberg selbst mit seiner spiritistischen Fabrik zu sehr foppete, hatte er auch einen Gesellen für Sargtischlerei eingestellt.

Wir wußten daher, daß wir unseren Mann gefunden hatten, als wir alle drei, kurz nach unserer Ankunft in der Stadt, über dem Thorweg eines kleinen Hauses in einer Seitengasse eine große Tafel mit der Inschrift: „Sargmagazin von Franz Bilek“ erblickten. Wir traten ein und stellten uns dem Besitzer vor, der in dem städtischen Anzug mit dem runden Bäuchlein und dem roten, glatt rasierten Gesichte ausah, als ob er ein katholischer Pfarrer in Civil gewesen wäre. Er empfing uns in seiner Schreibstube und fragte, ob wir eine größere Bestellung zu machen hätten. Als der Doktor darauf ehrlich zugab, daß wir kein Geld ausgeben, sondern mit unseren Tischchen welches verdienen wollten, wurde Bilek grob, ja sogar ungemütlich. Bettlern und Spiritisten werde hier nichts gegeben, schrie er, sprang von seinem Drehstuhl auf und schimpfte auf seinen Laufburschen, der solche Leute hereinlasse. Glücklicherweise warf Eduard, während wir uns erschreckt zurückzogen, die Drohung hin, er sei Sekretär des Muttervereins und Redakteur der Mutterzeitschrift und werde dem Fabrikanten schon sein Handwerk legen. Das mit dem Redakteur war damals noch unrichtig, aber es half. Bilek wurde sofort kagenfreundlich und wollte sogar schon das Portemonnaie aus der Tasche langen. Der Doktor war moralisch so herunter, daß er gern etwas angenommen hätte. Eduard aber verlor auch in trüben Tagen seinen edlen Anstand nicht, beehrte den Fabrikanten und stellte mich noch einmal als das beste Schreibmedium der alten und neuen Welt vor.

„Sie können mit meinem Tischchen schreiben, Sie da?“ rief er mehr ungläubig als bewundernd aus.

Ich erklärte mich sofort zu einer Probe bereit; er ließ eines seiner Schreibtiſchchen, das genau wie das meinige konstruiert war, in das Sargmagazin bringen, stellte es mit einem derben Stoß auf die Diele, legte selbst einen Bogen Schreibpapier unter und sagte: „Da, schreiben Sie einmal. Wenn Sie es können, verstehen Sie mehr als Gold machen. Gold machen habe ich erlernt, aber dieses verdammte Schreiben nicht.“

Zuversichtlich setzte ich mich auf einen schön mit Silberblech beschlagenen Eichensturz vor das Tischchen hin und begann zu schreiben, was der Augenblick mir eingab. Nach den ersten Worten hielt ich erröthend still und machte die Bemerkung, daß ich vergessen hätte, in den mediumistischen Zustand zu geraten, bevor ich einen schreibenden Geist citierte.

„Anfimm,“ rief Bilek erregt, „schreiben Sie nur weiter.“

Ich vollendete ziemlich gedankenlos den Satz: „Bilek ist ein Meister in seinem Fach und wird den Gästen in dem guten Reichenberg die Wege ebnen. Sapienti sat! Archimedes.“

Bilek riß den Bogen unter dem Tischchen hervor, las und sagte: „Werkwürdig, sehr merkwürdig. Mehr als 20000 solche Tischchen habe ich bis heute verkauft und nun kann wirklich jemand damit schreiben.“

Dann faßte er mich plötzlich an der Hand, führte mich in die Schreibstube zurück und sagte zu den Herren, die uns umgesehert folgten: „Für die Herren kann ich in Reichenberg nichts thun, aber das ist eine geschickte Person, mit der werde ich ein Geschäft machen.“

Der Doktor ging beleidigt fort, Eduard aber erklärte sich als mein Mann, mit mir solidarisch, und überzeugte Bilek davon, daß ohne den Mutterverein und die Mutterzeitung kein großer spiritistischer Coup gemacht werden könne. Bilek fügte sich herein und teilte uns mit wenigen Worten seinen Plan mit.

Es gab in Deutschland und Osterreich mehrere Gegenden, wo geschickte Agenten fast in jedem wohlhabenden Hause, ja selbst bei jedem reicheren Bauer ein spiritistisches Tischchen abgesetzt hatten. Gerade die Umgegend von Reichenberg war aber bisher unzugänglich geblieben, weil man den Fabrikanten dort kannte, und weil niemals das Tischchen in Thätigkeit gesehen worden war. Meine Leistung sei aber so verblüffend, daß er sicher sei, binnen vier Wochen seine dreihundert Tischchen abzusetzen. Er bot mir als Gehalt zwei Gulden per Stück, wollte mich bei einflussreichen Personen, die ohnehin schon gläubig waren, selbst einführen und stellte nur eine Bedingung: Wir sollten die ärztliche Praxis sofort aufgeben. Er wolle nichts mit der Polizei zu thun haben. Schreibtischchen verkaufen sei ein ehrliches Geschäft. Er habe noch niemals behauptet, daß in seinen Tischchen eine besondere Kraft stecke. Wenn mit seinen Waren nachher Schwindel getrieben werde, so gehe ihn das nichts an. Er habe auch die Leute nicht totgeschlagen, welche man in seinen Särgen begrabe.

Als ich mit Bilek später näher bekannt, ja sogar — o mein Schicksal! — auf herzlichem Fuß gekommen war, trat er noch mit einer andern Idee hervor. Ich werde darauf zurückkommen müssen. Hier nur soviel, daß er neben seinem offenen Sargmagazin und der verschämten Tischchenfabrik noch eine geheime Werkstatt besaß, in welcher spiritistische Kammern mit voller Ausrüstung für Geistererscheinungen gebaut wurden. Er wollte mich anlernen und mir eine der Kammern unter günstigen Bedingungen auf Abzahlung überlassen.

An diesem ersten Tage war aber davon noch nicht die Rede. Wir konnten uns auch nicht sofort entschließen, den Doktor treulos zu verlassen und auf die einträgliche Praxis zu verzichten, und gingen von Bilek hinweg, ohne uns fest verpflichtet zu haben. Auch verlangte Eduard einen beträchtlichen Vorschuß und eine Garantie, wozu Bilek sich nicht so gleich verstehen wollte.

Zwei Tage warteten wir vergebens auf die Gewährung des Vorschusses; am dritten waren wir bereits entschlossen, die unwürdige Stadt zu verlassen, als ein lange erwartetes aber darum nicht minder furchtbares Ereignis alle unsere Pläne über den Haufen warf. Der Doktor wurde ohne jede vorhergegangene Warnung ganz rücksichtslos verhaftet, glücklicherweise nicht wegen der Geschichte in D. . ., sondern wegen einer alten, beinahe schon verjährten Dummheit, welche mich nichts anging und über deren Einzelheiten ich mit echt weiblichem Zartgefühl hinwegschlüpfen will. Eduard bewies aufs neue seine bedeutenden Anlagen, indem er bereits eine Viertelstunde nach der Verhaftung, bevor das Gerücht noch zu Bilek gelangt war, mit dem Fabrikanten einen recht günstigen Vertrag mit Vorschuß und Garantie abschloß.

Wir waren nun Handlungsreisende in spiritistischen Tischchen. Es brachte nicht ganz soviel ein, wie Bilek erwartet hatte, aber immerhin konnten wir unser Leben schlecht und recht damit fristen, und die mannigfache Abwechslung sagte meinem romantischen Temperament vortrefflich zu. Wir erlebten kein einziges großes Abenteuer, aber fast jeder Tag brachte irgend ein Vorkommnis, welches entweder Stoff zum Lachen gab, oder doch durch kleine Aufregungen die Langeweile fern hielt. Ein Pfarrer aus der Umgegend der Stadt verpflichtete sich, ein Tischchen zu kaufen, wenn es einen Brief Luthers, aus der Hölle datiert, zu schreiben vermöchte. Ein Bauer nahm uns gleich zwei Stück ab, weil das Tischchen für den Herbst hohe

Getreidepreise voraus prophezeit hatte. Der Besitzer einer Spinnfabrik, der sich übrigens über den Spiritismus weiblich lustig machte, stellte das Zaubering neben der Wollwage auf und erklärte den Arbeitern, daß es selbstthätig jeden Dieb notiere. In einem reichen Dorf am Gebirge wurden wir vom Gendarm angehalten und gewaltsam nach Reichenberg zurückgebracht, weil der Ortsgeistliche unsern Handel für altkatholische Propaganda erklärte. Ein Landarzt brachte zwei Tage nach dem Ankauf das Tischchen in die Stadt zurück und erpreßte dem Bilek die Kaufsumme wieder zurück, weil das Holz unter seinen plumpen Händen nicht schreiben wollte.

Dieser Fall aber wiederholte sich nicht. Unsere Kunden waren damit zufrieden, daß sie das berühmte Medium aus Berlin schreiben gesehen hatten, glaubten der Versicherung, daß sich schon einmal an einem Mitgliede der Familie spiritistisches Fluidum zeigen und der Apparat dann wie geschmiert schreiben würde. Sie machten dann viele Wochen lang Versuche, indem sie bald einzeln, bald Ketten bildend das Tischchen bearbeiteten, und ermüdeten in ihrer Geduld nicht, solange wir uns in dieser Landschaft aufhielten.

Unbequem war es nur, daß die guten Leute von meinem Tischchen wohl Schreibversuche verlangten, aber, mit dem spiritistischen Geistesfluge unbekannt oder durch mangelnde Bildung verhindert, nur selten Nachrichten von großen Taten verlangten. Für die meisten Bauern und Herrschaften sollte ich verstorbene Anverwandte citieren, was immer eine lästige Aufgabe ist. Ich will lieber zwanzig Briefe von Alexander dem Großen verfassen, als einen einzigen Gruß von der alten verstorbenen Müllerin an ihren Sohn. Namentlich die Helden sind viel leichter als die einfachen Leute.

Die Schwierigkeit selbst führte aber bald zu einem glücklichen Ausweg. Eine brummige alte Bäuerin, der wir ein Tischchen aufschwätzen wollten, rief heftig, sie wolle das teure Geld daran wenden, wenn die Hexerei im Stande wäre, ihr die Nummern der nächsten Lottoziehung voraus zu verraten. Da ich kein Verlangen abzulehnen gewohnt war und die Neuheit der Sache mich reizte, so zögerte ich nicht, ihr im Namen von Aristoteles zu Diensten zu sein. Den aber kannte sie nicht, und trotzdem ich ihr versicherte, er sei der größte Rechenmeister der ganzen Welt gewesen, war er ihr doch nicht zuverlässig genug. Sie verlangte zuerst einen Heiligen als Bürgen, und wir einigten uns schließlich auf den verstorbenen Gemeindegirten, der schon bei Lebzeiten mehr wußte, als er laut werden ließ. Ich setzte also dessen Namen Bazlawik unter die drei Ziffern, welche schon Aristoteles angeraten hatte. Dann ging ich meiner Wege.

Vierzehn Tage später begann ein wahrer Wettlauf um meine Hilfe. Es war zwar nur eine von den drei Nummern herausgekommen, und diese nicht in der Prager, sondern in der Brünnener Ziehung, aber das machte nichts. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich im ganzen Bezirke das Gerücht, mein Tischchen wisse die Nummern des kleinen Lotto voraus.

Da begann eine angestrenzte Thätigkeit, welche für meinen Geschmack sehr lustig war, wenn auch Eduard über die geringen Einnahmen die Nase rümpfte. Die Agentur ging nur wenig lebhafter, aber in allen Orten, welche ich aufsuchte, drängten sich die kleinen Leute, welche den Kaufpreis des Tischchens nicht erschwingen konnten, an mich heran, um von mir die Nummern der nächsten Ziehung zu erfahren. Ich that jedermann seinen Willen und nahm für eine einzelne Nummer zehn Kreuzer, für zwei Nummern (ein Ambo) zwanzig Kreuzer, für drei Nummern (ein Terno) fünfzig Kreuzer Honorar. Ich habe durch diese Thätigkeit dem österreichischen Staate binnen wenigen Wochen die Ersparnisse der ganzen Gegend zugeführt. Es wurde überhaupt nur noch gespielt, und ich habe eine gewisse Behörde stark in Verdacht, daß sie unserer neuen spiritistischen Kunst darum mit wohlwollenden Augen zusah.

Wir machte dieser Erwerb, wie gesagt, viel Spaß. Ich war selbst neugierig auf den Erfolg meiner Prophezeiungen, und als nach jener ersten vereinzelteten Nummer viele Wochen lang

keine wieder so herauskam, wie ich es geschrieben hatte, wunderte ich mich nicht wenig über die Bevölkerung, die an mir nicht irre wurde. Der begreifliche Wunsch aber, den wackern Fremden gefällig zu sein und wieder einmal die Wahrheit prophezeit zu haben, verführte mich zu einem verhängnisvollen Schritte.

Es war anfangs September, als ich, vorsichtshalber an verschiedenen Orten, für die nächste Prager Ziehung immer wieder drei verschiedene Nummern angab, bis ich endlich ziemlich sicher sein konnte, die eine oder die andere richtig getroffen zu haben. Ich hatte mich nicht getäuscht, und zwar ereignete es sich, daß die Bauern einer kleinen Ortschaft, der ich das Terno 58, 6, 37 empfohlen hatte, wirklich dieses Terno und damit beträchtliche Summen gewannen. Sechzehn andere Ortschaften, denen ich grundsätzlich andere Ziffern prophezeit hatte, waren leer ausgegangen. Als nun am Abende des Ziehungstages die Nummern vor der Reichenberger Hauptkollektur herausgestellt wurden und meine Kunden aus den nächsten Dörfern sich vor der Thür anjammelten, als da die glücklichen Gewinner mich und mein Tischchen priesen und die Käufer der schlechten Nummern erfuhren, daß ich gegen fünfzig verschiedene Zahlen für diese eine Ziehung aufgeschrieben hatte, da gab es einen förmlichen Aufstand. Dem Hauptkollektur und dem unschuldigen Bilek wurden die Fenster eingeworfen, und das Militär mußte einschreiten. Tags darauf wurde mein armer Eduard in dem kleinen Flecken, in welchem wir eben Geschäfte machen wollten, fürchtbar verhauden, und ohne das Dazwischentreten eines Gendarmen wäre auch meine edle Weiblichkeit in der brutalsten Weise mißachtet worden. Der Gendarm rettete uns vielleicht das Leben; aber er führte uns nach der Stadt, wo uns ganz gemüthlich geraten wurde, unverzüglich Stadt und Land zu verlassen, wenn wir uns nicht strengeren Maßregeln aussetzen wollten. Wir schwantten keinen Augenblick und rüsteten uns zur Abreise. Aber während wir unseren großen Koffer packten, gestand mir Eduard auf einmal, daß er unsere alten Ersparnisse und unsere hiesigen Einnahmen bis auf den letzten Kreuzer — im kleinen Lotto verspielt habe. Er hatte in Gedanken, es könnte vielleicht doch möglich sein, jedesmal auf meine Nummern gesetzt und das letzte Mal den ganzen Rest der Barschaft verbraucht, um wenigstens dreißig von den achtundvierzig Nummern zu besetzen. Es folgte zwischen uns ein Auftritt, an welchem auch ich wegen der ungebildeten Wahl meiner Worte nur mit Scham zurückdenken kann. Aber es half nichts, wenn ich ihn auch noch so laut einen Dummkopf nannte; wir mußten Hilfe schaffen.

Da wir uns nicht aus dem Hause trauten, in welchem wir wohnten, schickte ich den Hausknecht zu Bilek mit der Bitte, uns außer den wenigen Gulden, die gerade noch nicht verrechnet waren, eine bescheidene Summe als Darlehn zu übersenden. Er aber ließ zurückfragen: Was noch nicht verrechnet sei, behalte er als Ersatz für die zerbrochenen Fensterscheiben zurück, auch wolle er, wenn wir auf der Stelle verdufteten, unsere letzte Wirtsrechnung begleichen; er gäbe uns aber keinen Heller bares Geld. Er habe verrückterweise zu seinem eigenen Tischchen Vertrauen gefaßt und ein Heidegeld an unsern Nummern verloren.

Später habe ich aus dieser Erfahrung die Lehre gezogen, daß die klügsten Männer genau ebenso dumm sind wie die dümmsten. Aber an jenem Tage war ich zu unglücklich, um philosophischen Gedanken nachzuhängen. Arm und hungrig verließen wir in der Dämmerung Stadt und Land und zwar — ich darf es nicht verschweigen — in der Begleitung eines informierten Staatsbeamten.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Frenzel als Dichter.

Von
F. R.

Vor mir liegen zwei, einander seltsam widersprechende Buchhändleranzeigen. In der einen kündigt eine der größten deutschen Handlungen ganz harmlos an, daß bei ihr Romane, Novellen und Studien von Carl Frenzel, im ganzen 42 Bände, anstatt für den Ladenpreis von 163 Mark für nur 20 Mark zu haben seien; der ganze Band käme also dem Liebhaber noch nicht auf 50 Pfennig zu stehen. Gleichzeitig kündigt eine bekannte Verlagsbuchhandlung die Ausgabe der „Gesammelten Werke von Carl Frenzel“ in halbmonatlichen Lieferungen à 1 Mark an; es handelt sich da und dort so ziemlich um dieselben Bücher.

Ich schätze Carl Frenzel, wosfern er sich von der Beurteilung lebendiger Strömungen fern hält, als einen geschmackvollen und geschickten Feuilletonisten; als Dichter habe ich ihn niemals ernsthaft nehmen können. Als ich aber nun lesen mußte, daß zwei Buchhändler so verschieden über seine Beliebtheit urtheilen, entschloß ich mich, seine neueste Novelle zu lesen, um meine eigene Meinung zu berichtigen. Leider ist mir das nicht gelungen.

Die meiste Ähnlichkeit zeigt Carl Frenzel mit einigen Erscheinungen, welche vor hundert Jahren von der mittleren deutschen Leservelt sehr geschätzt wurden. Damals war der Typus der schriftstellernden Damen ein anderer als heute, vielleicht nur deshalb, weil die herrschende Mode so ganz anders aus sah. Genug, es lebten und schrieben damals die Schwägerin von Schiller und die Mutter von Schopenhauer, Damen also, welche sich bedeutenden Geistern verwandt fühlten durften. Es waren im Geschmack jener Zeit schöne Seelen, welche ihre Fabeln sehr gebildet in einer Sprache vortrugen, die den neuesten Schöpfungen Goethes nachgebildet war. Sie hatten Energie und verdienten wirklich einige Beachtung; gerade ihr Mangel an eigenem Geist und an eigener Beobachtung popularisierten das damalige Ideal Goethes, welches mit seiner Fülle der geistvollsten Beobachtungen den Zeitgenossen nicht recht verdaulich war. Inzwischen hat die Welt sich verändert und mit ihr das Ideal und die Mode; und wie die Nachahmer vor hundert Jahren dachten und schrieben, das wüßten heutzutage nur noch die Litterarhistoriker, wenn nicht als ein ziemlich lebendiger Anachronismus Carl Frenzel Novellen schriebe, wohl der letzte Typus der schriftstellernden Damen vom Ende des vorigen Jahrhunderts.

Auch seine letzte Dichtung, welche er mit dem Pathos älterer Jungfrauen „Wahrheit“* betitelt, zeigt uns den geschwägigen, feinen Kopf von keiner neuen Seite. Wieder berührt er einige Schlagworte des Tages ganz vernehmlich, als ob sie es ihm angethan hätten, aber in Wahrheit hat er nur die Worte gehört, ihre Bedeutung begriffen, aber ihr Sinn ist ihm nicht lebendig geworden. So wie er modern genug ist, um nicht mehr die Orthographie des vorigen Jahrhunderts anzuwenden, so hat er sich auch dazu verstanden, Strömungen der letzten Jahrzehnte hier und da beim Namen zu nennen; aber modern wird er dadurch ebensowenig, wie ein Bild von Grenze es etwa durch moderne Bekleidung der geschminkten Menschen würde. So weiß er zum Beispiel, daß Wissenschaft und Kunst der Gegenwart sich viel — zu viel vielleicht — mit der Frage der Vererbung beschäftigen; eifertig bemüht sich Frenzel, seine theoretischen Überzeugungen auf diesem Gebiet in die Novelle hinein zu forrigieren und scheitert kläglich. Was Zola und Aben anstreben, wenn sie auf Grund darwinistischer Lehren aus der Vererbung ein neues Schicksal für die Menschheit herausspinnen wollen, was an diesen Bestrebungen künstlerisch und wissenschaftlich, groß und bleibend, was daran unwahr und vergänglich sei, das versteht er nicht und glaubt

* Berlin, Verlag der Gebrüder Paetel 1890.

mit der Zeit fortgeschritten zu sein, wenn er mit dem Worte „Vererbung“ ein wenig spielt und dem alten Novellenkostüm seiner Helden so ein paar neue Plücker einfügt. Es ist charakteristisch für Frenzel, daß es ein orthodoxer Pastor ist, dem die Anmerkungen Frenzels über Vererbung in den Mund gelegt werden.

Ebenso verhält es sich mit Titel und Tendenz der Novelle. Das Wort „Wahrheit“ brauchte weder die Überschrift zu bilden, noch irgendwo an den Haaren herbeigezogen werden, und doch könnte der echt moderne Kampf gegen die Lüge die innere Handlung der Novelle sein. Frenzel hat aber bloß nach alter Frauenart einer verwickelten Liebesgeschichte einen hochtrabenden Namen gegeben. Der Inhalt würde, mit trockenen Worten nachgezählt, das ganze Schimpfexikon des Kritikers Frenzel herausfordern; Ehebruch, heimliche Geburt und so etwas wie Kindesmord bilden die Vorgeschichte; aber der säuerliche Dichter führt uns mit honig süßen Worten über alles Peinliche hinweg zu den seligen Gesilden, wo Männlein und Weiblein in weißen Kleidern sich einer hochgebildeten Langleweilike hingeben.

Die Hauptfabel erzählt uns, daß der Pastor Wahr-
mund — der Arzt heißt Helfreich und der Ort der Handlung hätte danach mindestens Nirgendshem heißen müssen — berechnete Zweifel hegte, ob sein einziges Kind, eine erwachsene Tochter, auch wirklich sein Kind sei. Auch die Neugier des Lesers wird eine Weile lang mit der Frage wach erhalten, wer die Väter der vor Beginn der Novelle geborenen Kinder wären. Mitten in der Erzählung aber, bevor noch unsere Neugier den erwünschten Grad der Spannung erreicht hat, werden mit Hilfe von Medaillons und Schreibstücken mit verborgenen Fächern, von Geister sehenden Grafen und treuen, alten Dienern — es ist das ganze Roman-Arsenal des achtzehnten Jahrhunderts — die Geheimnisse aufgedeckt. Ja, das Pfarrerstöchterlein ist die Tochter des Grafen, der Pastor wird vom Schlage getroffen, die Verlobung wird rückgängig gemacht, ob aber nach der schicksalichen Trauerzeit das getrennte Brautpaar sich nicht wiederfinden werde, darüber giebt der böse Autor ganz im Stile der Marlittschen Romanschlüsse nur leise Andeutungen. Auf die Braut hatte sich der Haß ihres Vaters gegen den Grafen geheimnisvoll vererbt. (Da der Graf ihr wirklicher Vater war, so gehört diese Vererbung zu den merkwürdigsten und darum auch zählenswerthesten Naturspielen.) In dieser Stimmung will sie unmittelbar vor dem Ende der Novelle nichts entscheiden. Darauf spricht in der schönen Sprache schöner Seelen und mit dem ganzen Aufwand abstrakter Worte, welche die höhere Töchterbildung liebt, der Bräutigam:

„Vielleicht liegt in dieser Gleichheit des Empfindens die Bürgschaft für unsere Zusammengehörigkeit.“

„Vielleicht! . . . auf eine glücklichere Stunde.“

Die angeführten Worte geben eine gute Probe von dem dichterischen Stile Frenzels. So spricht man nicht, und so hat man nie gesprochen; so schreibt man nicht, aber so hat Karoline von Wolzogen geschrieben, in deren gezierten Redensarten einst geschmacklose Leser den Stil Goethes wiederzufinden glaubten.

Aber die Probe kann doch keine richtige Vorstellung geben von der Hilflosigkeit des Autors, wenn derselbe seine verschiedenen Menschen durch die Sprache charakterisieren will. Ob der Graf spricht oder der Pastor oder das Dienstmädchen, immer hört man Carl Frenzel; und da das Ganze eine sogenannte „Scherzählung“ ist, der Held aber, der seine Erlebnisse niederschreibt, ein kleiner Commis, so spricht auch dieser wie Carl Frenzel: recht gebildet, recht fließend, sehr geschwätzig, aber niemals charakteristisch, niemals mit der Anschauung eines Dichters.

Kleine Kritik.

Die Berliner „Freie Bühne“ hat am letzten Sonntage mit der Aufführung von Anzengrubers Volksstück „Das vierte Gebot“ einen großen Erfolg erreicht, dessen Wirkungen weit über den Kampf um die Bedeutung dieses Vereins hinausgehen werden. Das Stück, welches nur von der Censur beachtet worden war, den Theaterleitern aber trotzdem nicht gefiel, hat in ganz ungeheurer Steigerung zuerst wie eine alte gute Wiener Posse unterhalten und dann zum Schluß wie eine Tragödie von Shafespeare erschüttert. Was die Censur daran auszusetzen fand, war natürlich der Stoff, eine einfache Fabel, welche das vierte Gebot nicht angreift, wohl aber die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder voranstellt. Schlicht wie eine Kindergeschichte ist das Schicksal der Drehslerfamilie; aber als der verzogene Sohn der schlechten Leute am Ende zum Tode geführt wird und noch im Sterben seine Eltern verdammt, seine gute Großmutter dagegen um ihren Segen bittet, da ging eine Bewegung durch das Publikum, wie sie so stark und nachhaltig seit vielen Jahren nicht erlebt worden ist.

Das Bühnentalent Anzengrubers brauchte nicht erst entdeckt zu werden; der Dichter, der dieser Aufführung persönlich beizuwohnen gedachte, ist tot. Um so unbestimmter kann es ausgesprochen werden, daß die Technik dieses Stückes durchaus nicht auf der Höhe des „Reineidbauers“ oder der „Kreuzschreiber“ steht. Die Einführung der Personen und viele Übergänge sind völlig veralteter Theaterstil; die Genialität des Dichters zeigt sich aber in der Charakteristik dieser Personen und in der überwältigenden Kraft der großen Scenen. Wie der zum Tode Verurteilte erst seine ganze Todesangst offenbart und dann die erschrockene Großmutter mit einer unerhörten Galgenlustigkeit tröstet, das hat seinesgleichen nicht in der modernen dramatischen Literatur.

Neben dem Poetischen und Dramatischen wirkte auf die Zuhörer nicht zum mindesten die freie Tendenz des Stückes. Anzengruber ist in geistiger Hinsicht wesentlich ein Skeptiker zu nennen. Er begnügte sich niemals mit der Antwort, welche andere Leute zu geben hatten, er fragte jedesmal selbst nach einem Warum, auch da, wo das Fragen überflüssig scheint. Kein Dogma war vor seiner Skepsis sicher. Sein herrlicher Sieg auf der „Freien Bühne“ wird auch das Dogma vom allein selig machenden Naturalismus in Frage stellen. Der echte Dichter hat nach deren Programm gegen die Konvention gesiegt; dem Naturalismus, mit welchem man die ganze neue Richtung identifizieren will, kommt „Das vierte Gebot“ nicht zu Hilfe.

fm.

Die tolle Komtesch. Roman von Ernst von Wolzogen. (Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn, 1889.)

Als beim jüngsten Fontanefest der Kampf um die Zugehörigkeit des Jubilars entbrannte, und alte Herren den Dichter für ihre alte Schule in Anspruch nahmen, da reklamierte Ernst von Wolzogen den Dichter von „Jrrungen, Wirrungen“ im Namen der Jungen. Er hatte ein Recht dazu. Wolzogen ist einer der wenigen unter dem jungen Geschlechte, der mit dem klarsten Blick für modernes Leben eine reine Kunstform und eigenen Humor verbindet. Er hat schon kleine Meisterstücke eines Humors geliefert, der die echte geistige Überlegenheit über die Anschauungen des Tages bewies. Sein Roman „Die tolle Komtesch“ ist in Bezug auf Humor und Charakterzeichnung seinen kleinen Skizzen ebenbürtig; aber die verwickelte Handlung führt weit hinweg von den Idealen der modernen Kunst. Die abenteuerlichsten Voraussetzungen stellen eine äußerliche Spannung her, eine dreifache Bigamie-Geschichte schürzt und löst den Knoten. Um so erfreulicher ist, wie gesagt, die Charakterzeichnung; köstlich vor allem die Figur der ebenso bigotten wie lebensflugen Gräfin, in welcher vielleicht zum erstenmal eine Scheinheilige ohne den alten Apparat geschildert wird. Der Standpunkt Ernst von Wolzogens — der übermütig genug ist, seine berühmte Verwandte Karoline im Zusammenhange des Romans zu erwähnen — ist ein modern aristokratischer; der Dichter will den norddeutschen Adel in einer Reihe solcher Romane schildern. Er wäre dazu berufen wie wenige; aber er muß darauf verzichten lernen, auf den Rittergütern Pommerns und Mecklenburgs Romane im Stile von Gerstäcker spielen zu lassen. Im einfachen Stimmungsbilde — das dann so groß werden kann wie bei Fritz Reuter — liegt seine Kraft.

-r.